

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Geist des Baphomet

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Der Geist des Baphomet

John Sinclair Nr. 780

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 15.06.1993

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Der Geist des Baphomet

»Dennis!«

Ein Name wurde gerufen, und die schrille Frauenstimme glich dem Kreischen einer Sirene. Sie zerpeitschte die bedrückende Stille auf dem Schulhof.

»Das ist meine Mum!«, sagte der Junge. Mehr tat er nicht. Es berührte ihn kaum. Stattdessen fing er an zu zittern und presste sich noch fester an mich. Er wollte nicht zu ihr. In dieser schlimmen Lage war er übersensibel geworden, und er spürte die Gefahr, die von seiner Mutter ausging. Die Nebelwelt auf dem Schulhof schien diese Bedrückung noch zu intensivieren.

Ich hielt mich ungefähr auf der Mitte des Platzes auf, den immer schwerer werdenden Junge auf dem Arm.

Innerhalb weniger Sekunden war ich in eine verfluchte Lage hineingeraten, trotzdem konnte ich den Jungen auf keinen Fall im Stich lassen, er musste bei mir bleiben.

Sein Vater war tot. Ich hatte ihn gefunden. Es lag erst wenige Minuten zurück. Der Polizist saß mit durchschnittener Kehle in seinem Büro vor dem Schreibtisch. Wer sein Mörder war, wusste ich nicht.

Es konnte ebenso gut die eigene Frau gewesen sein, denn in diesem kleinen Ort namens Trevine war nichts mehr normal. Hier hatte sich alles verändert, und hinter mir lagen Stunden, auf die ich gern verzichtet hätte. Vor mir lag ein ebenso großer Horror, denn nicht nur die Frau wartete, es gab noch einen anderen, der mein Leben und mich regelrecht zerfetzen wollte.

Er wollte mich, denn ich war sein Feind. Ich hatte die schwarze Flut überstanden, einen dunklen Nebel, der sich in die Hirne der Menschen bohrte und sie so schrecklich veränderte. Er machte aus Menschen Monstren, ich hatte über ihn und sein Entstehen nachgedacht, doch leider keine Lösung gefunden. Zunächst einmal musste ich mich mit seiner Existenz abfinden und zusehen, dass nicht noch mehr Menschen in seinen furchtbaren Bann gerieten.

Der gefährliche Nebelwolf aber hatte unmittelbar mit ihm zu tun, ebenso wie die alten Templer-Gräber auf einem ebenso alten Friedhof tief im Moor versteckt.

Der Wolf lauerte in der Nähe. Ich sah ihn nicht, doch sein gefährliches Knurren hatte ich nicht vergessen.

Wieder schrie die Frau. »Dennis, komm her!«

Der Junge klammerte sich noch fester. Seine Hände lagen um meinen Nacken, die Finger drückten in meine Haut. Er schüttelte den Kopf, und seine keuchende Stimme zischelte in mein Ohr: »Ich will nicht zu meiner Mutter. Ich will es nicht! – Sie… sie ist so komisch. Ihre Stimme ist anders geworden, John.«

»Okay, Dennis du brauchst auch nicht zu ihr.« Ich verlagerte mein Gewicht, denn der Junge war verflucht schwer geworden. »Du bist doch schon ein großer Junge und dementsprechend schwer. Ich glaube nicht, dass ich dich noch lange tragen kann. Wahrscheinlich muss ich dich absetzen, aber du wirst in meiner Nähe bleiben.«

Er zitterte wieder. Verdammt, er tat mir Leid, nur konnte ich darauf keine Rücksicht nehmen. Ich brauchte meine Bewegungsfreiheit, um auch ihn beschützen zu können. Das musste auch Dennis einsehen. Ich sprach mit ihm darüber, er nickte und rutschte aus meinem Griff nach unten.

Ich stellte ihn auf die Füße. Dabei schaute ich mich so gut wie möglich um.

Die Mutter sah ich nicht. Auch der Nebelwolf hielt sich vor mir versteckt. Ihm reichte es, dass er in der Nähe lauerte. Diese Bestie hatte zusammen mit der schwarzen Flut das Grauen über Trevine gebracht. Es gab keinen Menschen, an dem es vorbeigeglitten wäre.

Sie alle waren verändert worden, man hatte das Negative in ihnen an die Oberfläche gespült, um es mal mit simplen Worten zu sagen.

Der Junge stand neben mir. Er ließ mich trotzdem nicht los. Seine Hand hatte sich in den Stoff meiner Hose gekrallt. Er wollte eben den Kontakt haben, um sich sicherer zu fühlen.

Es stellte sich die Frage, wie es weiterging. Zwei Feinde lauerten auf mich. Zum einem die veränderte Mutter des Jungen, zum anderen der gefährliche Werwolf.

Wer griff zuerst an? Wer traute sich, die Deckung auf dem Hof zu verlassen? Zwar brannte am Schulhaus eine Laterne, doch ihr Licht konnte ich vergessen. Andererseits war ich froh, dass es überhaupt leuchtete, denn es hatte Zeiten gegeben, wo es dem dunklen Nebel gelungen war, das Licht aufzusaugen. Da hatte er deutlich bewiesen, über wie viel Macht er verfügte.

»Wo sollen wir denn jetzt hingehen?«, fragte Dennis.

Ich verzog die Mundwinkel. Eine gute Frage, wirklich. Nur wusste ich keine Antwort. Am besten wäre es gewesen, den Schulhof zu verlassen. Das aber war ein Ding der Unmöglichkeit, dagegen stand einfach der Werwolf. Er wollte seine Opfer, vor allen Dingen mich, und er würde alles daransetzen, um mich auch zu bekommen.

Wäre die Mutter des Jungen nicht gewesen, so hätte ich Dennis geraten zu verschwinden. Das aber würde die Frau bestimmt nicht zulassen. Sie war nicht mehr als eine Hülle ihrer einstigen Existenz, wurde von Kräften geleitet, die sie selbst nicht begreifen und auch nicht kontrollieren konnte. Deshalb musste der Junge in meiner Nähe bleiben. Und wir mussten versuchen, eine zeitlich begrenzte Lösung zu finden, denn ich hatte vor kurzem noch mit London telefonieren und eine Warnung durchgeben können. Mein Chef, Sir James, hatte mir versprochen, Hilfe zu schicken. Dank seiner Beziehungen würde es ihm hoffentlich gelingen, eine Hundertschaft Polizisten zu oder das Militär alarmieren, die sich ungefähr dreißig Meilen entfernt in Exeter aufhielten. Die Männer brauchten eben Zeit, um Trevine zu erreichen, und diese Zeit mussten wir beide lebend überstehen.

Das Schulgebäude reizte mich schon. Zwar würden wir dort auf Dennis' Mutter treffen, nur sah ich sie nicht als so großes Problem an wie den Werwolf.

Hätte er sich noch einmal durch ein drohendes Knurren gemeldet, wäre mir wohler gewesen. Leider hatte er sich in den letzten Minuten sehr still verhalten. Ich wusste nicht, wo er sich befand. Er hatte ebenso gut seinen Platz wechseln können, um an einer günstigen

Stelle zu lauern.
»Wir gehen in die Schule!«
Dennis schrak zusammen, als ich sprach. Mit diesem schnellen Entschluss hatte er nicht gerechnet.
»Da wohne ich doch. Daddy ist ja Polizist. Wir wohnen nur oben. Sein Büro hat er unten.«
»Dann wirst du mir den Weg zeigen.«
»Klar.«
»Gibt es noch einen zweiten Eingang, durch den wir in die Schule gehen können?«
»Ja, hinten.«
»Ist er offen?«
»Nein, der ist abgeschlossen.«
Das passte mir nicht, denn ich wusste, dass vor dem normalen Eingang die Frau lauerte.
»Gut, dann nehmen wir den Weg, den alle Kinder kennen.« Ich nahm seine Hand. »Dennis, ich möchte, dass du immer bei mir bleibst. Bitte, reiß dich nicht los.«
»Mach ich, John.«
Ich dachte an die Mutter des Jungen und auch an die übrigen Menschen hier in Trevine. Einige von ihnen hatte ich als normale Menschen kennen gelernt, dann aber war die schwarze Flut aus dem Sumpf gekommen und hatte alles verändert. Ich war sicher, dass mir dieses magische Phänomen noch einigen Ärger bereiten würde.
Wir konnten nicht leise gehen, denn auf dem Schulhof hatte sich das Laub der Bäume verteilt. Niemand hatte es weggefegt. Die Sohlen schleiften über die feuchten Blätter. Vor allen Dingen Dennis war es, der hart auftrat.
Dunkelheit und Nebel kamen zusammen. Beide vermischten sich zu einer Suppe. Wäre nicht das Licht gewesen, so hätte ich die Schule kaum erkennen können. Erst als wir dicht davor standen, zeichnete sie sich als Schattenberg ab, der sich zu bewegen schien, weil die helleren Schleier dicht an seinen Außenmauern vorbeiflossen.
Dennis fing an zu pfeifen. Es störte mich, ich ließ ihn trotzdem in Ruhe. Der Junge brauchte eben eine Möglichkeit, um seine eigenen Ängste zu überspielen. Gleichzeitig zeigte er seiner Mutter damit an, dass wir uns der Schule näherten.
Ich sah die Frau nicht. Es hatte sich vieles verändert, es gab im Moment kaum Hoffnung. Dennoch hoffte ich, dass die Bande zwischen ihr und Dennis noch bestanden und sie sich nicht wie ein Tier auf ihren Sohn stürzen würde.
Die ziemlich breite Tür zur Schule war nicht verschlossen. Der Eingang gähnte uns wie ein dunkles Loch entgegen, und Dennis blieb stehen, als er ihn sah. Mir war dieser Stopp angenehm, so konnte ich

mich nach dem Werwolf umschauen und auch umhören.
Ich sah ihn nicht.
Kein Schatten, kein fremdes Geräusch, nur die bedrückende Stille in dieser furchtbaren Nacht. Der Dunst legte sich wie feuchte Tücher auf meine Haut. Bei jedem Atemzug trank ich einen Teil von ihm in mich hinein.
Dennis zog mich weiter. »Lass uns nicht hier stehen bleiben, John«, sagte er.
»Okay.«
Etwas berührte meinen Kopf. Ich schrak zusammen schaute in die Höhe und fuhr mir durchs Haar. Es war nur ein Blatt, das sich vom Baum gelöst hatte und auf mich gefallen war. Ich wischte es weg.
Plötzlich riss sich der Junge los. »Mummy!«, rief er und rannte auf den Eingang zu. Er schien dort seine Mutter gesehen zu haben.
Mich durchfuhr ein heißer Schreck. Ich wusste, dass ich einen Fehler begangen hatte. Ich konnte auch nicht mehr reagieren, denn der Junge war einfach zu schnell. Er lief auf den dunklen Eingang zu, aus dem ein grelles Kichern erklang, als hätte der Teufel persönlich seine Großmutter dort abgestellt.
Ich wollte Dennis nicht den Fängen der eigenen Mutter überlassen und jagte ihm nach.
»Mummy, ich bin da…«
»Ja, mein Schatz, ich weiß.«
Ihre Stimme war so verdammt laut und anders. Das mochte auch am Flur liegen, in dem sich die beiden aufhielten, und ich stürmte jetzt in das Dunkel hinein.
»Mummy, warum hast du das Messer…?«
Mein Gesicht verzerrte sich, als ich diese schlimme Frage hörte. Ich musste etwas sehen, deshalb holte ich die starke Bleistiftleuchte hervor. Es war klar, dass ich damit auch ein Ziel abgab, nur vertraute ich darauf, dass die Frau nicht auch noch eine Schusswaffe besaß.
Die grauen Wände huschten rechts und links an mir vorbei. Ich hörte meine eigenen Schritte, als sie von den harten Echos eingeholt wurden. Rechts lagen die offiziellen Räume des Bürgermeisters und des Konstablers. Da hatte ich auch den Toten entdeckt. Linkerhand befanden sich die Klassenzimmer.
Dort stand eine der beiden Türen offen.
»Mummy, was machst du?«
Die Stimme des Jungen zitterte vor Furcht. Sie drang aus dem ersten Klassenzimmer an meine Ohren. Ich hörte auch die Antwort der Frau. »Kein Licht, hörst du? Kein Licht!«
Hastige Schritte, dann fiel etwas um, ein Stuhl oder ein Tisch. Ein Fluch folgte.
Ich zerrte die Tür auf und strahlte in den Raum. Dicht hinter der

Schwelle fand ich meinen Standplatz, und zuerst huschte der gelbe Finger über das Gesicht des Jungen, der einen Stuhl in die Höhe gerissen hatte, mit dem Rücken an der Wand stand und sich mit dem Sitzmöbel gegen seine Mutter wehren wollte.

Sie glitt auf ihn zu. Ich drehte die Hand mit der Lampe etwas nach rechts. Die Klinge eines Messers blitzte, als der helle Schein sie traf.

Einen Moment später strahlte er in die Augen der blonden Frau mit dem bleichen Gesicht.

Sie blinzelte, fluchte wieder, war abgelenkt, und ich nutzte die Gunst der Sekunde aus, um das Klassenzimmer zu durcheilen.

Plötzlich stand ich zwischen ihr und dem Jungen.

Sie fluchte wieder und warf sich vor.

Ich schleuderte ihr mit einem Fußtritt einen Stuhl entgegen. Die Frau konnte nicht ausweichen, sie stolperte vor und dabei genau auf mich zu.

Mit der linken Faust schlug ich zu.

Es war der berühmte Knockout.

Die Frau wurde am Kinn getroffen, dann in die Höhe geschleudert und kippte zurück. Sie fiel über einen in der Nähe stehenden Tisch und rollte von dort auf einen Stuhl, den sie mitriss, dann damit zu Boden krachte und sich nicht mehr rührte.

Dennis wollte vorlaufen, ich war dagegen. Als er meinen Schrei hörte, blieb er stehen.

Ich blieb vorsichtig, als ich mich der Frau näherte. Es konnte auch ein Trick ihrerseits sein. Ich bückte mich und drehte ihr das Messer aus der Hand. An der Klinge klebten noch Blutreste. Ich war davon überzeugt, dass es das Blut ihres Mannes war, nur wollte ich das vor Dennis nicht laut zugeben.

Ich fesselte die Frau mit dem Klebeband, das ich sicherheitshalber mitgenommen hatte. Dennis schaute zu, als ich die Hand- und Fußgelenke zusammenband.

»Was tust du da, John?«

»Es muss sein. Ich will dich schützen, ich will aber auch deine Mutter vor sich selbst schützen.«

Er nickte, dann drehte er sich um und stellte sich in die Ecke. Ich hörte ihn weinen, und in mir stiegen das Grauen, der Hass und gleichzeitig die Wut hoch. Diese Nacht war furchtbar, unbeschreiblich, und sie war noch nicht zu Ende, denn wir hatten nicht einmal die Tages wende erreicht.

Ich schob die gefesselte Frau unter einen Schultisch, wo sie nicht sofort entdeckt werden konnte. Dann richtete ich mich auf. Der Junge stand noch immer an demselben Fleck. Er hatte seine Stirn gegen die Wand gedrückt.

Ich ließ ihn weinen und kümmerte mich um das Fenster. Mein Blick

fiel auf den Schulhof, der in einer grauen Suppe ertränkt wurde. Dieser kalte Novembernebel hatte zugenommen, und ich dachte daran, dass die Helfer ebenso mit ihm zu kämpfen hatten. Sie würden sich durch die Suppe quälen müssen.

»Warum tut sie das? Warum hat Mummy so etwas getan…?« Die weinerlich gestellte Frage versetzte mir einen Stich. Ich hätte sie Dennis sogar beantworten können, darauf verzichtete ich jedoch. Er hätte es nicht begriffen. Ich selbst hatte ja damit große Schwierigkeiten. Ich wusste auch nicht genau, ob der Junge normal war. Jedenfalls hatten ihn die Kräfte der Flut nicht so stark erwischt. Als ich ihn fand, da hatte er auf dem Boden gesessen, um sich herum die Kadaver von zwei toten Hunden. Aber daran wollte ich nicht denken. Ich musste mich um ihn kümmern und ihn in Sicherheit bringen, wobei es hier in Trevine eigentlich keine Sicherheit gab. Am besten wäre es gewesen, wenn ich mich mit ihm in den Rover gesetzt hätte und weggefahren wäre. Doch den Wagen mussten wir erst einmal erreichen, und auf dem Weg dorthin konnten mehr als tausend Gefahren auf uns beide lauern.

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Weißt du, Dennis, wir beide werden uns erst einmal zurückziehen.«

»Wohin denn?«

»In eure Wohnung.«

»Meinst du?«

»Ja. Ihr wohnt doch hier. Das hast du mir erzählt.«

»Oben.«

»Na bitte.«

Er schaute auf seine Schuhe. »Nehmen wir meine Mutter denn mit, John?«

Ich lächelte. »Sollen wir?«

Der Junge nickte. »Ich will es. Wir können auch Daddy Bescheid geben, der ist sicher in seinem Büro.«

Nur das nicht, dachte ich und spürte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg. »Weißt du, Dennis, dein Daddy schaut sich sicherlich draußen um. Er ist ja Polizist, er will die Menschen hier schützen. Lassen wir ihn am besten in Ruhe.«

»Wie du willst, John.«

»Wo wohnt ihr denn?«

»Ganz oben. Unter dem Dach. Das ist eine schöne Wohnung. Ich bin sogar mal auf das Dach geklettert. Es war richtig toll.«

»Da hat man aber mit dir geschimpft, nicht?«

»Hat ja keiner gesehen«, flüsterte er.

Ich lächelte und strich über sein Haar. Es war zwar ein etwas billiger Trost angesichts der schrecklichen Vorgänge, doch auch er konnte ihm guttun.

Ich kümmerte mich um die Frau und wollte von Dennis wissen, wie denn ihr Name lautete.
»Carol.«
»Und weiter?«
»Hooker. Ich bin Dennis Hooker.«
»Okay, Dennis.« Ich hob die Frau hoch, und der Junge schaute mir zu, wie ich die Gestalt über meine linke Schulter legte, so war sie am besten zu tragen. Da sie durch die Klebebänder gefesselt war, konnte ich es riskieren, sie mitzunehmen, außerdem hatte ich ihr die Waffe ja abgenommen.
Dennis wollte vorlaufen. Mein Ruf hielt ihn zurück. »Nein, wir gehen gemeinsam hoch.«
»Ich kenne mich hier aus.«
»Ich aber nicht.« Von der Werwolf-Gefahr wollte ich dem Jungen nichts sagen.
»Gut, ich führe dich!« Er nickte und sah jetzt sehr erwachsen aus.
Sein Blick streifte das Gesicht der Mutter, das für ihn jegliche Menschlichkeit und Güte verloren hatte. Er drehte auch schnell den Kopf zur Seite und lief auf die Treppe zu. Ich fand einen Schalter und drückte ihn nach vorn.
Vollmondartige Kugelleuchten erhellten sich. Von unten bis hoch zur letzten Etage strahlte das Licht und spiegelte sich auf den glatten Steinstufen der Treppe wieder.
Das Geländer war ziemlich schwer. Es bestand noch aus dickem Holz. Auf dem Handlauf war der braune Lack vom vielen Anfassen blass und dünn geworden. Die Stufen waren gut zu gehen.
Dennis blieb tatsächlich in meiner Nähe, obwohl er es eilig hatte.
Er ging zwei Stufen vor mir, schaute hin und wieder zurück und sah mein aufmunterndes Lächeln. Dieser Ausdruck fiel mir schwer, da musste ich schon schauspielern, und ich dachte auch immer wieder daran, dass diese Nacht noch nicht zu Ende war, obwohl das Grauen – die schwarze Flut – weitergezogen war.
Und so bewegten sich meine Gedanken ebenfalls weiter wie ein dahinströmender Fluss. Das Böse, so bezeichnete ich den dunklen Nebel, hatte den Ort verlassen, um sich ein neues Ziel zu suchen.
Wo lag es?
Immer wieder schoss mir ein verrückter Gedanke durch den Kopf.
Es war mir nicht bekannt, mit welch einer Geschwindigkeit sich der Nebel bewegen konnte, inzwischen jedoch traute ich ihm alles zu, sogar eine gewisse Schnelligkeit. Ich erinnerte mich auch an die Worte meines Chefs, Sir James. Er hatte davon gesprochen, dass Abbé Bloch, unser Templer-Freund, in Südfrankreich eine Gefahr gespürt hatte, die sich ihm und seinen Freunden näherte.
Hatte er vielleicht die schwarze Flut gemeint?

Eine verrückte Theorie, doch sie wollte mir nicht aus dem Kopf.

Möglicherweise auch deshalb nicht, weil es zwischen der Flut und den Templern einen Zusammenhang gab.

Mein Problem war dieser Ort hier, der so einsam lag und von einer Sumpfgegend umschlossen wurde. Es gab noch eine große Gefahr, den mordgierigen Werwolf.

Und er würde mir irgendwann über den Weg laufen. Da hoffte ich, dass ich dann der Stärkere war…

***

Wir waren bis in die letzte Etage gegangen. Vor der Tür blieb Dennis stehen. »Hier wohnen wir, John.«

»Ist die Tür offen?«

»Ich denke schon. Wir schließen nur ab, wenn wir mal wegfahren. Auch dann nicht immer.«

Ich machte die Probe aufs Exempel. Die Klinke ließ sich bewegen und die Tür auch. Dennis wollte schon in die Wohnung laufen, wurde von mir zurückgehalten. Meine Hand lag wie ein schwerer Stein auf seiner Schulter. »Nein, so nicht.«

»Was ist denn…?«

»Ich werde die Wohnung zuerst betreten und mich einmal umschauen. Ich sage dir dann Bescheid.«

Die Frau ließ ich nicht auf meiner Schulter liegen. Ich lehnte sie gegen die Flurwand, legte einen Finger auf die Lippen und zeigte dem Jungen an, ruhig zu sein.

»Warum hast du das Kreuz?«, fragte er.

»Zum Schutz.«

»Es sieht toll aus.«

»Danke.«

Zwei Atemzüge später hatte ich die Tür aufgedrückt und schob mich in die Wohnung hinein. Dennis war zurückgeblieben. Er sah auch nicht, wie ich meine Beretta zog.

In einem nicht sehr langen und auch nicht sehr breiten Flur mit schrägen Wänden blieb ich stehen und schaute mich im Licht der Deckenleuchte um.

Nichts deutete auf eine Gefahr hin. Es standen nicht alle Türen offen, nur zwei. In diese Räume blickte ich zuerst hinein. Der Wohnraum, das Schlafzimmer. Beide mit dunklen Möbeln ausstaffiert. An ihnen war nichts Besonderes festzustellen.

Hinter einer verschlossenen Tür lag das Bad, und hinter der nächsten Tür breitete sich vor meinen Blicken das Zimmer des Jungen aus.

Er musste wohl ein Flugzeug-Hobby haben, denn überall verteilt standen die kleinen Flieger, die er sich selbst zusammengebastelt hatte. Das Zimmer war kaum größer als ein Schrank, und das Bett

klemmte praktisch zwischen den beiden Seiten. Durch ein schräges Fenster konnte ich nach draußen schauen, sah aber keinen Himmel, nur den treibenden Dunst, der über das Dach hinwegglitt.

Das letzte Zimmer war die Küche. Ein ziemlich großer Raum, in dem eine Eckbank ihren Platz gefunden hatte. Zwei Fenster lagen sich gegenüber, sie waren ebenfalls schräg, und auch an dessen Scheiben trieben die Nebelschlieren vorbei.

Die Wohnung war nicht besetzt. Weder von einem Werwolf noch von irgendwelchen veränderten Menschen.

Meine Befürchtungen waren also grundlos gewesen.

Ich drehte mich wieder um. Dennis stand auf der Türschwelle. Er hatte einen Arm seiner Mutter angehoben und hielt deren Hand fest.

Er kam mir so verloren vor. Dennis hatte braunes, strubbeliges Haar, ein rundes Gesicht und dunkle Augen. Er trug eine violette Jacke und Jeans. Seine Mundwinkel zuckten, gleich würde er wieder weinen. Ich war rasch bei ihm und tröstete ihn. »Es wird alles wieder gut werden«, sagte ich leise. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir bringen das schon wieder in die Reihe.«

»Auch mit Mummy?«

»Auch mit ihr.«

»Was willst du denn mit ihr machen?«

»Es wäre doch gut, wenn wir deine Mummy in das Schlafzimmer bringen und sie dort ins Bett legen. Da kann sie sich ausruhen.«

Dennis nickte. Er schaute seine Mutter an. »Nimmst du ihr denn auch die Fesseln ab?«

»Später.«

»Du hast Angst vor ihr, nicht?«

»Wieso?«, fragte ich und hob die Frau gleichzeitig an.

»Dass sie wieder ein Messer nimmt.«

»Nein, nein, da brauchen wir uns keine Sorgen machen, Dennis. Sie wird uns nichts mehr tun wollen. Diese Nacht ist irgendwann vorbei, dann sieht alles anders aus.«

Der Junge nickte, doch er wirkte nicht so, als hätte er mich verstanden.

Ich trug die Bewusstlose in das Schlafzimmer und legte sie dort schräg auf das Bett. Die Fotos des Ehepaares standen auf den beiden Nachttischchen, und ich musste daran denken, dass einer von ihnen nicht mehr lebte. In mir stieg wieder der Zorn hoch. Die verfluchte schwarze Flut trug daran die Schuld. Mir war nicht bekannt, was in diesem Ort noch Schreckliches geschehen war. Hoffentlich hatten sich die Menschen nicht gegenseitig getötet. Leider musste ich mit dem Schlimmsten rechnen, und ich spürte gleichzeitig den eisigen Schauer auf meinem Rücken.

Dennis hatte in der offenen Tür gewartet. Als ich mich umdrehte,

fragte er: »Du bist so rot geworden, John. Ist was?«
»Wie? Was sollte sein?«
»Meine Mutter wird auch immer rot, wenn sie an etwas Schlimmes gedacht hat.«
»Bei mir sieht das anders aus.«
»Wie denn?«
Ich lächelte und schob ihn in den Flur. »Nichts, mein Junge. Am besten ist es, wenn wir in die Küche gehen. Da können wir uns auf die Bank setzen und abwarten.«
»Auf wen willst du warten?«
Ich drückte die Küchentür auf. »Nun ja, ich habe einigen Freunden Bescheid gegeben. Die werden bald hier sein.«
Dennis war ziemlich helle. Als er auf die Eckbank rutschte, fragte er: »Sind das Leute mit Gewehren?«
»Wahrscheinlich.«
»Bist du Soldat?«
»Nein, Polizist.«
Seine Augen leuchteten plötzlich. »Wie mein Daddy, nicht?«
»Ja, wie er.«
Dennis wollte wieder aufstehen. »Aber wo ist er denn? Wir… wir müssen ihn suchen.«
»Nein, keine Sorge, Dennis. Wir brauchen ihn nicht zu suchen. Dein Daddy ist schon okay, er ist unterwegs und schaut sich um. Vor ihm haben die Menschen viel Respekt.«
Dennis nickte ernst. »Das stimmt. Er trägt auch eine Uniform. Aber du hast keine an.«
»Nein, nicht alle Polizisten tragen Uniformen.«
»Richtig, richtig, das kenne ich aus dem Fernsehen.« Er war plötzlich Feuer und Flamme. Wieder erlebte ich, dass Kinder schnell vergessen und sich rasch auf neue Situationen einstellen können. Das gab ihnen einen Schutz, den sie auch verdient hatten.
»Bist du ein Agent?«
»Das nicht.«
»Lass mich raten. Du kommst bestimmt von weit her – oder?«
»Aus London.«
»Dann bist du von Scotland Yard.«
»Treffer!«
»Ohhh«, staunte er, »das ist ja super. Mein Daddy wird sich freuen, wenn er dich sieht. Er hat schon oft davon gesprochen. Er war nämlich mal in London und hat das Yard besichtigt. Ist nicht lange her. Ich wollte mit, aber ich durfte nicht.« Dennis machte ein trauriges Gesicht. »Schade ist das gewesen.« Im nächsten Augenblick wechselte seine Stimmung. »Oder kann ich dich besuchen?«
»Später vielleicht.«

Er hielt mir die Hand hin. »Versprochen, John?«
Ich schlug ein. »Okay, Dennis, versprochen.«
»Danke.«
Wir saßen in der Küche und unterhielten uns, als wäre nichts geschehen. Dabei umgab mich die Furcht wie ein dichter Vorhang. Ich wusste, dass hier in Trevine etwas geschehen würde. Das Grauen hatte längst Gestalt angenommen, und es gefiel mir persönlich auch nicht, dass ich hier oben unter dem Dach in einer kleinen Wohnung hockte und nicht wusste, wo sich der Werwolf versteckte.
Wahrscheinlich geschehen schlimme Dinge in der Zwischenzeit, obwohl keine Schreie oder irgendwelche verräterischen Laute zu hören waren. Der Nebel sorgte für das große Verschlucken.
Wann würden die alarmierten Soldaten eintreffen? Ich schaute auf die Uhr.
Nicht mehr ganz zwei Stunden bis zur Tageswende. Ich überlegte, ob ich Dennis allein lassen konnte. Nein, das wäre zu riskant gewesen. Möglicherweise hätte er sich auch selbst in Gefahr gebracht, denn ich traute ihm zu, dass er zu seiner Mutter ins Schlafzimmer ging und sie von den Klebebändern befreite.
»Mummy hat bestimmt nur Spaß gemacht, als sie mir das Messer zeigte«, unterbrach er meine Gedanken. »Sie ist meine Mutter. So etwas tut doch keine Mutter.«
»Da hast du Recht.«
»War aber ein komischer Spaß.«
»Nun ja, Dennis, die Erwachsenen sind manchmal schon komisch.« Ich wusste sonst auch nicht, was ich sagen sollte. Verdammt noch mal, das war eine dieser Situationen, die ich hasste. Ich fühlte mich unwohl, und auch Dennis senkte den Kopf.
Wir saßen in einem rechten Winkel zueinander. Der Junge auf der schmalen Seite der Eckbank, ich auf der längeren. Ich schaute direkt auf ein schräges Fenster, das sich mir gegenüber oberhalb der Küchenzeile in dem Dach abzeichnete. Dahinter sah ich die grauen Schwaden wie lange, dichte Arme, als wollten sie das Glas streicheln.
Zwar brannte die Deckenleuchte, aber nicht alle Birnen, sodass der Raum in ein warmes, nicht zu helles Licht getaucht war.
»Wann kommen denn deine Freunde?«, fragte Dennis wieder.
»Vielleicht in einigen Minuten. Sie werden es nicht leicht haben bei dem Nebel.«
Dennis nickte und malte Figuren auf die Tischplatte. »Ja, der kommt immer. Fast jeden Abend. Nur manchmal im Sommer nicht. Meine Mum mag ihn nicht, aber Daddy will hier nicht weg. Er ist nämlich in Trevine geboren. Hier kennt er auch jeden.«
»Das kann ich mir denken.«
»Und ich kenne auch alle.«

»Hast du viele Spielkameraden?« Ich wollte ihn mit meiner Frage von den wahren Problemen etwas ablenken.

»Es geht. So viele Kinder sind ja nicht hier. Am liebsten spiele ich mit Martin.«

»Ist er in deiner Klasse?«

»Ja. Der ärgert die Lehrer immer.« Dennis grinste. »Weißt du, was der in der letzten Woche gemacht hat?«

»Nein, weiß ich nicht. Aber du wirst es mir sicherlich erzählen, wie ich dich kenne.«

»Klar, das war ein Ding. Wir haben eine Lehrerin, und die hat Angst vor Fröschen. Sie ist noch jung und soll nicht lange bleiben, weil sie…«

Ich hörte die Stimme des Jungen, nahm aber nicht auf, was er mir alles sagte, denn ich hatte etwas gehört und dann auch gesehen.

Mein Blick erwischte wieder das Fensterquadrat, hinter dem der Nebel in dichten Wolken trieb. Natürlich konnte ein fantasiebegabter Mensch die Schwaden deuten und in ihnen Figuren entdecken, aber dieser Schatten, der sich da von der linken Seite über den Fensterrand hinwegschob, das war kein durch Nebelschleier geschaffenes Phantasiegebilde.

»Du hörst mir ja gar nicht mehr zu, John«, beschwerte sich Dennis zurecht.

»Stimmt. Tu mir einen Gefallen und sei für einen Moment still. Oder noch besser, verlass die Küche.«

»Warum denn?«

Ich gab keine Antwort, sondern schob mich in die Höhe. Mein Körper glich schon einer gespannten Stahlsehne. Ich wusste nicht, ob ich mir etwas eingebildet hatte, was diesen Schatten hinter dem Fenster anging, aber darauf wollte ich es nicht ankommen lassen, sondern musste mir einfach Gewissheit verschaffen.

Das schrille Lachen hörten wir zur gleichen Zeit. Es war aus dem Schlafzimmer gedrungen.

»Das ist doch Mummy!« Dennis wollte aufstehen und zu ihr eilen, ich drückte ihn zurück.

»Bleib noch!«

»Aber du hast doch vorhin gesagt…«

»Gleich, Dennis, gleich«, murmelte ich, ohne das schräge Fenster aus den Augen zu lassen.

Ich stand inzwischen und bewegte mich an der schmalen Seite des Tisches entlang.

Es war nichts Unnormales zu sehen, und ich glaubte schon, mich getäuscht zu haben.

Da passierte es.

Die Frau lachte wieder kreischend.

Und in diese Geräusche hinein erklang das Platzen und Klirren der zerbrechenden Fensterscheibe. Unterschiedlich große Glassplitter regneten nach unten, manche wehten auch bis in unsere Nähe, ohne uns allerdings zu erwischen.

Damit konnten wir leben.

Nicht aber mit der behaarten Pranke des Werwolfs, die das Fenster zerstört hatte.

Er war da.

Und er würde sich die nächsten Opfer holen.

Er hatte seinen Schädel gedreht. Die hässliche Schnauze glotzte ebenso wie seine kalten, funkelnden Augen in die Küche hinein. Ich schaute nur für einen Moment in dieses ungewöhnlich glatte Gesicht, hörte den Jungen schreien und zog meine Beretta.

Damit hatte ich den Kampf aufgenommen!

***

Suko war am Abend in Toulouse eingetroffen und hatte sich darüber gefreut, dass die Templer ihm ein Zimmer in einem Hotel in der Altstadt reserviert hatten. Dort sollte er abgeholt werden, allerdings erst am nächsten Morgen.

Er rief noch vom Flughafen aus in London an, wo Sir James über die geglückte Landung froh war. Suko versprach, sich vor der Abfahrt am nächsten Morgen noch einmal zu melden. Den Namen des Hotels hinterließ er ebenfalls und ließ sich dann mit einem Taxi in die Altstadt bringen.

Das vierstöckige Haus hatte zwanzig Zimmer. Suko war mit der Größe seines Zimmers sehr zufrieden. Das Bad allerdings war winzig.

Er war nicht zum Vergnügen nach Frankreich geflogen. Die Templer steckten in Schwierigkeiten, sie brauchten Hilfe und hätten auch John Sinclair gern dabei gehabt, der aber war unabkömmlich gewesen, und so musste Suko dessen Part mit übernehmen.

Im Hotel war man so nett, ihm noch ein spätes Essen zuzubereiten. Nur eine Kleinigkeit. Käse, etwas Salat und frische Muscheln. Es schmeckte dem Inspektor, und auch das Restaurant gefiel ihm. Es war zwar groß, aber das Licht schuf eine gemütliche Atmosphäre, wozu auch die auf dem Tisch stehenden brennenden Kerzen mit beitrugen.

Er spürte nach dem Essen die Müdigkeit. Es mochte auch am Wein gelegen haben. Er gähnte einige Male, bevor er zahlte und sich auf den Weg zu seinem Zimmer machen wollte.

Er stand schon vor dem alten Fahrstuhl, als er zurückgerufen wurde. »Telefon, Monsieur. Ein Gespräch aus London.«

Suko drehte sich um. Plötzlich floss ein heißer Strom durch seine Adern. Ein Anruf aus London konnte um diese Zeit sicherlich nichts Gutes bedeuten.

Er ging mit etwas zögerlichen Schritten zurück, da er noch nachdenken musste. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt. Er atmete tief durch und sah die Hotelchefin wie ein Standbild vor sich, als sie ihm den Hörer des grünen Telefons entgegenhielt. Sie war eine hoch gewachsene Frau mit pechschwarzen, hochgesteckten Haaren und feuerrot geschminkten Lippen. Das Kleid war im selben Farbton gehalten. Es spannte sich wie eine zweite Haut um die üppige Figur.

»Merci«, sagte Suko.

Der Anrufer hatte das Wort verstanden und redete schnell weiter.

»Suko, es kann Schwierigkeiten geben. Das heißt, für John hat es sie bereits gegeben.«

»Inwiefern, Sir?«

Der Superintendent gab einen knappen Bericht. Suko erfuhr, in welch einer Lage sein Freund John Sinclair steckte und dass das Grauen, das ihm begegnet war, etwas mit den Templern zu tun hatte.

»Ach ja?«

»Suko, ich weiß nicht, ob es einen Zusammenhang zwischen den beiden Fällen gibt. Gehen wir einmal davon aus, auch wenn es Spekulation ist. John hat von einer schrecklichen Bedrohung gesprochen, von einer schwarzen Flut, vergleichbar mit dem Todesnebel, auch die Templer haben Ähnliches befürchtet, auch wenn sie es noch nicht schafften, sich konkret auszudrücken. Dieser Fall hat plötzlich eine andere Dimension erhalten. Ich möchte nur, dass Sie sich unten in Frankreich auf alles gefasst machen, auf alles, verstehen Sie? Ich kann John da nicht wegholen, er steckt selbst in der Klemme und braucht Hilfe. Ich werde ihm eine Hundertschaft Polizisten oder Soldaten schicken, aber das ist für Sie nicht interessant. Versuchen Sie alles, um Ihr Leben zu schützen. Ich denke, dass jemand vorhat, die Templer zu vernichten, und zwar durch einen Angriff, gegen den wohl kaum einer gefeit ist. Denken Sie an die schwarze Flut, an diese Nichtmaterie, die verflucht tödlich werden kann.«

Suko war beinahe über die lange Rede seines Chefs erschreckt. So hatte er ihn selten gehört. Diese Intensität war ihm direkt fremd, und da musste sich schon etwas Furchtbares anbahnen.

»Ja, ich werde die Augen offen halten.«

»Gut, ich bin für Sie immer erreichbar.«

»Danke, Sir.«

Suko legte auf. Seine Stirn zeigte ein Faltenmuster. Er merkte nicht, dass er von der Hotelbesitzerin beobachtet wurde. »Schlechte Nachrichten?«, fragte sie.

Suko atmete tief ein. »Wie man's nimmt«, murmelte er. »Ich würde vor Freude nicht gerade an die Decke springen.«

»Trinken Sie einen Schnaps, das vertreibt die Sorgen.«

»Danke für den freundlichen Rat, aber nicht bei mir. Ich werde mich

ein wenig hinlegen.«
»Dann gute Nacht.«
»Danke.«
Suko fuhr hoch in den dritten Stock, wo sein Zimmer lag. Natürlich kreisten seine Gedanken um den Anruf aus London. Sir James hatte ihn nicht ohne Grund gewarnt, und in der Tat hatte der Fall andere Dimensionen angenommen. Plötzlich fühlte sich Suko umzingelt und seine Gedanken drehten sich, als er auf dem Bett lag, um diese unbekannte und tödliche schwarze Flut.
Den Todesnebel kannte er. Nicht nur das, er wusste auch, dass er gegen ihn machtlos war. Wenn diese schwarze Flut ähnlich reagierte, konnte es zu einem nicht mehr überschaubaren Chaos kommen, dann hatte die andere Seite gewonnen.
Es wurde eine lange Nacht für Suko, besonders deshalb, weil er zwischen den Schlafpausen immer wieder hochschreckte und er sofort an Sir James Bericht denken musste.
Zweimal stand er auf, trank Wasser, und erst in den Morgenstunden sackte er weg.
Tief und fest schlief er.
Gegen acht Uhr wachte er auf. Im ersten Augenblick kam er sich völlig fremd vor, wusste nicht, wo er sich befand, dann fiel ihm wieder der vergangene Abend ein, und die Erinnerung daran sorgte bei ihm für ein schnelles Aufstehen.
Er quetschte sich in die Dusche, um die letzten Schlafreste aus seinem Körper herauszutreiben. Um neun Uhr wollte er abgeholt werden. Suko musste sich beeilen, denn er wollte zuvor noch frühstücken.
Ein schlimmer Gedanke setzte sich in seinem Kopf fest. Konnte es sein, dass die große Gefahr die Templer in Alet-les-Bains bereits erreicht hatte und sie nicht mehr so waren wie früher. Diese Vorstellung trieb dem Inspektor eine Gänsehaut über den Rücken. Noch vor dem Frühstück zahlte er die Rechnung.
Im Gegensatz zu seiner Frau war der Hotelier ein dürrer Mann, dem die dicke Hornbrille nicht stand. Er sah aus wie ein französischer Woody Allen.
»Gut geschlafen, Monsieur?«
»Den Umständen entsprechend.«
Die Antwort gefiel dem Hotelier nicht. »Lag es an uns? War es zu laut?«
»Nein, es lag an mir. Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen.«
Suko zahlte mit der Kreditkarte und begab sich in den Frühstücksraum, der zum Hof hin lag und wie eine kleine Insel mit Glaswänden und einem Glasdach wirkte. Im Sommer war es sicherlich wunderbar, hier sitzen zu können. Jetzt, wo der Herbst in seine letzte

Phase getreten war, sah die Natur tot aus.

Suko bekam Kaffee, zwei Croissants, etwas Butter, Milch und Konfitüre. Satt konnte man davon nicht werden, aber Suko verspürte auch keinen Hunger. Er aß mechanisch, während sich seine Gedanken immer wieder um die Templer drehten, und er hoffte, dass noch nichts passiert war.

Sir James hatte die schwarze Flut mit einem Nebel verglichen. Dieses Gebilde hatte sich in England aufgehalten, in einer Sumpfgegend im Südwesten, nicht weit von Dartmoor entfernt. Die Masse würde also eine lange Zeit brauchen, um den Weg nach Frankreich zu finden. Vorausgesetzt, es ging alles normal.

Allerdings war sie ein magisches Phänomen, und die Magie setzte so manches physikalisches Gesetz außer Kraft, das hatte Suko schon öfter erlebt.

Der Kaffee schmeckte ihm nicht besonders. Er hielt keinen Vergleich zu Glendas Muntermacher stand.

Suko schaute auf die Uhr.

Neun Uhr war vorbei.

Er wurde unruhig. Er kannte die Templer als pünktliche Menschen, die ihre Versprechen einhielten. In Anbetracht der erfahrenen Tatsachen vergrößerten sich Sukos Sorgen, die schließlich wie eine Seifenblase platzten, als die Bedienung, eine ältere Frau mit weißer Schürze über dem braunen Kleid, einen noch jüngeren Mann in den Frühstücksraum führte, der Suko sofort erkannte.

Der Inspektor stand auf, und der Templer sah die Erleichterung auf Sukos Gesicht.

»Ich heiße Alain Ducasse. Es tut mir Leid, dass ich mich verspätet habe, aber es war schwer, einen Parkplatz zu finden.«

»Bitte, setzen Sie sich doch.«

»Ja, danke.«

Ducasse zog seinen dunkelbraunen Mantel aus. Er trug einen grauen Anzug und einen schwarzen Rollkragenpullover darunter.

Sein Haar war ebenfalls dunkelbraun. Es wuchs sehr dicht, auch leicht wellig und war nach hinten gekämmt.

»Kaffee?«

»Ja, Inspektor, den könnte ich vertragen.«

Suko bestellte den Nachschub und hörte zu, wie Alain Ducasse von einer ziemlich langweiligen Fahrt in den anbrechenden Morgen hinein sprach.

»Sonst ist doch alles in Ordnung bei Ihnen in Alet-les-Bains?«

Ducasse strich über seine Stirn. »Ja. Haben Sie etwas anderes erwartet?«

Suko ließ sich mit der Antwort Zeit, bis der Kaffee serviert worden war. »Im Prinzip nicht…«

»Aber…?«
»Es hätte ja sein können, dass etwas geschieht. Sie haben mich nicht grundlos gerufen.«
»Das stimmt.«
»Was ist denn geschehen?«
Ducasse trank einen Schluck, lächelte dabei, nahm den zweiten und hob die Schultern. »Was genau passiert ist oder noch passieren wird, kann ich Ihnen nicht sagen, Suko. Darum macht der Abbé ein ziemliches Geheimnis.«
»Hat er nichts von einer konkreten Gefahr erwähnt?«
»Nein.«
»Was sagte er überhaupt?«
Ducasse betrachtete seine Tasse. »Das ist die Frage. Er hat sich sehr verschwommen ausgedrückt, wenn überhaupt. Er sprach von einer Gefahr, die noch auf dem Weg ist. Sie hat sich ausgerechnet uns als Ziel ausgesucht.«
»Und niemand weiß, wann sie Alet-les-Bains erreichen wird, denke ich mir.«
»So ist es.«
»Haben Sie denn schon irgendwelche Abwehrmaßnahmen getroffen?«
Ducasse hielt die Tasse mit beiden Händen fest. Er führte sie zum Mund und trank wieder. Als er den breiten Becher absetzte, schüttelte er den Kopf. »Mir ist davon nichts bekannt, Inspektor. Ich weiß allerdings nicht, was der Abbé schon unternommen hat. Aber man kann sich auf seine Worte schon verlassen. Er ist kein Schwarzmaler, und er sieht trotz seiner Blindheit mehr als wir.«
»Das denke ich auch.«
»Jedenfalls wird er froh sein, wenn Sie in Alet-les-Bains eintreffen. Ich persönlich habe bei ihm eher den Eindruck, als fürchte er sich vor der kommenden Nacht.«
»Den Grund kennen Sie nicht?«
»Nein.«
Suko nickte. »Ich habe schon bezahlt.« Er legte einen Schein auf den Tisch. »Das ist für ihren Kaffee. Einer Abreise steht nichts im Wege.« Der Inspektor stand auf und hob auch die Reisetasche an, die er neben seinen Stuhl gestellt hatte.
Auch Ducasse hatte sich erhoben. Den Mantel zog er nicht an, sondern legte ihn über seine Schulter. Beide Männer wurden freundlich verabschiedet. Draußen war es kalt. Der Himmel über dem Land zeigte sich in einem blassen, vorwinterlichen Blau. Er sah wunderbar aus und unendlich weit, als hätte ihn jemand mit einem Riesenpinsel gezeichnet.
»Müssen wir mit Schnee rechnen?«, fragte Suko.

»Nein, ich habe nicht mal auf der Fahrt welchen gesehen. Allerdings sind die Berge im Süden teilweise weiß.« Damit hatte Alain die Pyrenäen gemeint.

»Das ist in den Alpen nicht anders.«

Der Wagen des Templers parkte am Ende der abschüssigen Straße.

Er hatte den Renault Clio in eine Lücke geklemmt und ihn sogar leicht schräg stellen müssen.

»Wir werden noch tanken, dann können wir voll durchfahren«, erklärte er.

»Gut.« Suko öffnete die Tür an der Beifahrerseite und stieg ein.

Auf der Frontscheibe lag die Feuchtigkeit wie ein graues Muster.

Die Wischer sorgten für klare Sicht.

»Sie sind sehr beunruhigt, nicht wahr?«, fragte Ducasse.

»Sieht man das?«

»Nein, aber ich spüre es.«

»Dann, mein lieber Alain, hat sie Ihr Gespür nicht verlassen. Ich bin es tatsächlich…«

»Hoffentlich nicht zu recht.«

»Wir werden sehen…«

***

Abbé Bloch war an diesem Morgen schon früh aufgestanden und hatte das Fenster weit geöffnet, um die frische Luft in den Raum strömen zu lassen. Er hatte den Atem der Natur spüren wollen, um seine trüben Gedanken zu vertreiben.

Das war ihm nicht möglich gewesen. Die Vorstellung, zum letzten Mal die Luft eines reinen morgens einzuatmen, ließ die Furcht wieder in ihm hochsteigen.

Er hatte getan, was getan werden musste, nur war ihm der Erfolg kaum vergönnt gewesen. Im Gegenteil, die Bedrückung hatte zugenommen, das Gefühl der Bedrohung ebenfalls, da war es für ihn kaum ein Positivum, dass Alain Ducasse schon sehr früh losgefahren war, um Inspektor Suko abzuholen.

Gut, ein Mann mehr war besser als keiner, aber er hätte sich auch John Sinclair noch gern hinzugewünscht. Der allerdings war beschäftigt, und der Abbé kam nicht daran vorbei, wieder über sein Gespräch nachzudenken, das er mit Sir James Powell geführt hatte.

Der Superintendent hatte von einer großen Gefahr gesprochen, die sich da zusammengebraut hatte. Einer Gefahr, die sich wie Gift anschlich. Es war wie die schwarze Flut, gegen die sich John Sinclair gestellt hatte.

Und was kam auf die Templer zu?

War es nicht auch so etwas Ähnliches wie die schwarze Flut? Der Abbé wollte es nicht abstreiten. Er jedenfalls hatte bei seinem »Sehen«

den Eindruck gehabt, von der derartigen Kraft belauert zu werden. Die Masse, dieses konzentrierte Böse, das da auf ihn zuwehte und sich nicht stoppen lassen würde, hielt diesem Vergleich durchaus stand.

Die schwarze Flut, dachte er. Auch der Tod?

Der letzte Gedanke erschreckte ihn zutiefst. Er ließ die Hitze in ihm hochsteigen. Bloch bekam einen roten Kopf, und er merkte auch, dass er anfing zu zittern.

Der Tod erschreckte ihn noch nicht mal so sehr, wenn es um ihn persönlich ging, aber er hatte hier eine mit Freunden und Gleichgesinnten besetzte Zentrale aufgebaut, um gegen die bösen Strömungen anzugehen. Die Feinde hatten sich formiert. Sie entstammten demselben Stall, wie man immer sagte. Sie nannten sich ebenfalls Templer, aber sie dienten einem verfluchten Götzen, der auf den Namen Baphomet hörte.

War es etwa sein Geist, der sich bereit machte, diesen Hort des Guten zu übernehmen? Hatte er endlich ein Mittel gefunden, um die Feinde aus dem Weg zu räumen?

Abbé Bloch empfand die Bedrohung wie einen tiefen Stress. Er fürchtete sich vor dem Kommenden, und er wusste sich keinen Rat mehr, was eigentlich noch nie passiert war.

Wie sollte er eine Abwehrmauer aufbauen, um das Unheil abzulenken oder es zu vertreiben?

Nichts war zu machen. Er musste warten, es würde kommen, und sie würden verlieren. Bei diesem Gedanken stöhnte er auf und ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen. Er fuhr mit seinen gespreizten Fingern durch das weiße Haar. Die buschigen Brauen über den blinden Augen stellten sich hoch, ein gequälter Atemzug, und er traute sich nicht einmal mehr, nach dem Würfel zu greifen, um durch ihn zu erfahren, ob die Gefahr mittlerweile noch näher gekommen war.

Es klopfte gegen seine Tür. Bloch wusste, dass ihm das Frühstück gebracht wurde. Ein Mitstreiter betrat mit einem voll gestellten Tablett den Raum. Kaffee, warme Milch, ein Croissant, Honig und etwas Käse, daraus setzte sich das Frühstück zusammen.

Jeden Morgen lief das gleiche Ritual ab. Der Templerfreund grüßte freundlich, und der Abbé bedankte sich für die guten Wünsche.

Manchmal scherzten sie noch, an diesem Tag war alles anders. Da hielt Bloch den Mann fest.

»Bleib noch einen Moment, bitte.«

»Selbstverständlich, Abbé.«

»Es geht mir um den heutigen Tag. Ich möchte von dir wissen, was ihr vorhabt.«

»Nichts, Abbé. Es bleibt alles wie besprochen. Wir werden wachen, die Augen offen halten, denn jeder weiß Bescheid, was sich uns da nähert. Sie haben es deutlich genug gesagt.«

Bloch nickte. »Das ist gut«, flüsterte er, »das ist sogar sehr gut.« Er räusperte sich. »Ich möchte auch, dass in den nächsten Stunden keiner von euch das Haus verlässt. Egal, was auch geschieht.«

»Ich werde es sagen.«

»Es ist möglich«, fuhr Bloch fort, »dass ich euch noch vor dem Mittag zusammenholen werde, um einiges zu bereden. Sag den anderen, dass sie alles für sie Wichtige schon mal zusammenpacken sollen. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Abbé.«

Bloch lächelte. »Du wirst dich sicherlich nach dem Grund fragen. Ich kann dich nicht sehen, mein Freund, aber ich habe genügend Phantasie, um mir dein Gesicht vorstellen zu können.«

»Das ist tatsächlich etwas befremdlich.«

»Ich kann dir den Grund nicht nennen, ich will es auch nicht. Es ist aber möglich, dass etwas auf uns zukommt, dem wir nicht mehr Herr werden können. Deshalb ist es besser, bereit zu sein.«

Eine Pause entstand. Der junge Templer atmete heftig. »Darf ich eine Frage stellen.«

»Gern.«

Der andere druckste herum. Es war ihm nicht angenehm, einer Respektsperson eine derartige Frage zu stellen. Er holte noch einmal tief Luft, dann hatte er sich überwunden. »Werden wir fliehen müssen, Abbé? Ist das überhaupt möglich?«

Bloch nickte. »Ja, das liegt tatsächlich im Bereich des Möglichen. Deshalb auch die Vorbereitungen.«

Der Frager schluckte. »Aber wohin, Abbé? Wohin können wir denn fliehen?«

»Ich weiß es noch nicht. Weg – weg von dem Grauen, dem Bösen, der bedrückenden Furcht.«

»Das hört sich schlimm an.«

Bloch gestattete sich ein Lächeln. »Bitte, Jean, geh jetzt zu den anderen und sage ihnen Bescheid.«

»Natürlich, Abbé, pardon.«

Erst als der Templer die Tür hinter sich geschlossen hatte, widmete sich Bloch dem Frühstück. Er gehörte zu den Menschen, die normalerweise einen gesunden Appetit verspürten, an diesem Morgen jedoch kam ihm die Kehle wie zugeschnürt vor. Er würde Mühe haben, überhaupt etwas runterzukriegen, deshalb versuchte er es zunächst mit Kaffee und auch mit warmer Milch.

Beide Flüssigkeiten rannen warm in seinen Magen. Sie gaben ihm ein gewisses Wohlgefühl, das er sehr schnell als trügerisch einstufte.

Den Käse rührte er nicht an, von dem Croissant aß er nur die Hälfte, aber die Milch trank er auf.

Dann schob er das Tablett weg. Er brauchte direkt vor sich einen

genügenden Platz für den Würfel. Bloch wusste auch, dass seine Freunde nach den Anordnungen, die ihnen Jean vermittelte, irritiert und überrascht sein würden, er rechnete mit vielen Fragen, und er wollte auch Antworten geben. Um diese allerdings erteilen zu können, musste er mehr über die Gefahr wissen, und er traute sich jetzt, den Würfel zu nehmen, der für ihn so etwas wie eine Verbindung in andere Welten darstellte. Ein magischer Computer, ein Übermittler und Seher, der ihn aufgrund seiner Botschaften nie belogen hatte.

Als der Würfel vor ihm stand, umfasste ihn Bloch mit beiden Händen. Sofort spürte er die Andersartigkeit des Materials. Das Gebilde war nicht warm und auch nicht kalt, es hatte eine gewisse Zwischentemperatur, die er als angenehm bezeichnete.

Der Abbé fühlte sich wohl, wenn er in einem direkten Kontakt zum Würfel stand.

Der war es auch gewesen, der ihn vor dieser ungeheuer starken Gefahr gewarnt hatte. Leider hatte sich der Würfel nicht genau artikulieren können, so waren dem Abbé wichtige Einzelheiten leider verborgen geblieben. Noch – aber er hoffte, dass sich dies änderte, wenn er an diesem Morgen den Kontakt aufnahm.

Er saß in einer etwas steif wirkenden Haltung und mit durchgedrücktem Rücken vor dem Tisch, die Handflächen leicht gegen die Seiten des Würfels gedrückt.

Es war der Würfel des Heils, nicht der des Unheils, denn der negative befand sich im Besitz eines Dämons, der auf den Namen Spuk hörte, und der wiederum würde ihn so leicht nicht hergeben. Zumindest nicht freiwillig, und zwingen konnte man den Spuk nicht.

Dafür waren die Menschen einfach zu schwach.

Der Würfel hatte eine violette Farbe. In seinem Innern schwammen weiße Fäden, mit Magie gefüllte Gene. Sie waren die wichtigsten Übermittler, und der Abbé wusste, dass sie sich bewegen würden, wenn es zu einer Kontaktaufnahme zwischen den verschiedenen Ebenen kam.

Er konzentrierte sich.

Sehr ruhig saß er da.

Nichts sollte ihn ablenken. Er brauchte die absolute Ruhe, um zu sich selbst zu finden. In seinem Kopf spürte er keinen Druck, auch keine Leere, die Gedanken waren da, und er versuchte, sie zu kanalisieren. Nur auf die Gefahr wollte er sich konzentrieren, auf das für ihn noch Unbegreifliche, und dabei sollte ihm der Würfel zur Seite stehen, damit er diese Gefahr in Worte fassen konnte.

Bloch sank in sich zusammen. Er hatte schon nach kurzer Zeit den Eindruck, keinen Körper mehr zu haben. Er kam sich schwerelos vor, als wäre er von seinem Stuhl abgehoben. Der Würfel und er bildeten eine Einheit. Sie waren verschmolzen, und der Abbé konzentrierte sich

immer stärker auf die Macht.

Warnte sie ihn?

Längst hatten sich die weißen Schlieren im Innern des Würfels bewegt. Sie glichen kleinen Fischen, die mit harten Schwanzbewegungen von einer Seite zur anderen glitten, um sich so freie Bahn zu verschaffen. Tatsächlich aber hatten sie sich magisch aufgeladen und waren dabei, in Sphären vorzudringen, die außerhalb des menschlichen Begreifens lagen. Sie tasteten sich vor, um Informationen zu sammeln.

Der Abbé sah dies nicht, er merkte es jedoch. Tief in seinem Innern spürte er, wie sich etwas veränderte. Strömungen tasteten sich weiter, sie erforschten das Nichts, um auf ein Ziel zu treffen, das sie abtasten und als Information an den Menschen heranbringen konnten.

Es war schwer für den Würfel, viel schwerer als sonst, das merkte auch der Abbé.

Gab es da eine Mauer, einen Wall? Wollte jemand die Kräfte des Würfels daran hindern, die Informationen an den Menschen weiterzuleiten? Es war ein ungewöhnlicher Druck da. Bloch merkte seine immense Stärke und stöhnte auf.

Er war mittlerweile ins Schwitzen geraten. Die Konzentration saugte die Kraft aus seinem Körper. Die Handflächen klebten jetzt förmlich an der Würfelfläche.

Gefahr!

Es war wie ein Schrei, der den Templer erwischte. Plötzlich wusste er, dass der Würfel an Grenzen gestoßen war. Jemand blockte. Irgendeine Kraft war da, die nicht wollte, dass die Informationen weitergegeben wurden. Sie mussten für sich bleiben, denn jede Information bestand aus einem gefährlichen und sehr konzentrierten Stück Magie, das einen langen Weg hinter sich hatte.

Das Grauen floss näher…

Nebel…? Schwarze Flächen? Wolken? Streifen? Wie Blitzlichter zuckten die Begriffe durch den Kopf des einsamen Templers. Irgendwo im Nichts, aber auf dem Weg zu ihm und auch zu ihnen bewegte sich etwas voran. Es war eine starke Kraft, die er selbst nicht erklären konnte. Sie war einfach, und es gab sie bereits seit Urzeiten.

Es war die Kraft, die schon immer existiert hatte.

Es war das Böse!

Den Abbé erwischte es wie ein geistiges Erdbeben. Ein Tiefschlag im Gehirn, der aufwühlte, der für eine negative Furore sorgte, der ihn aus der Fassung brachte.

Das Böse war Geist, keine Materie. Wie konnte man eben diesen Geist stoppen? Ebenfalls durch einen Geist? Der Abbé fühlte sich nicht stark genug. Bisher hatte er die Angriffe abwehren können, doch nun war etwas freigekommen, das nicht hatte freikommen dürfen.

Es war schwarz, es war dunkel, und es wehte heran. Es war das Böse, es waren Gedanken, die keine Gestalt angenommen hatten, sondern amorph blieben, es aber trotzdem geschafft hatten, sich auf eine derartige Art und Weise zu manifestieren. Nur waren sie für einen Menschen nicht mehr fassbar, und diese dunkle Flut konnte auch nicht mehr abgewehrt werden. Einmal auf das Ziel, durch magische Art und Weise programmiert, würde sie sich nicht aufhalten lassen.

Bloch stöhnte.

Danach zitterte er.

Der Würfel schrammte über den Tisch. Einige Male schlug er noch mit seinen Kanten auf.

Plötzlich bog der Templer seinen Oberkörper zurück. Der Rücken schmerzte in einer derartigen Haltung, was dem Abbé nichts ausmachte. Er riss den Mund weit auf. Der Würfel kam ihm vor wie ein glühendes Stück Metall, das seine Haut von den Handflächen abreißen würde, wenn er losließ.

Aber er musste loslassen, sonst würde er verbrennen – inner- und äusserlich.

Er schrie gellend auf.

Seine Hände lösten sich, sie sprangen förmlich in verschiedene Richtungen weg. Für einen Moment blieb er mit den ausgebreiteten Armen auf seinem Stuhl sitzen.

Dann sackte er zusammen – und verlor das Bewusstsein…

***

Abbé Bloch, der blinde Templer-Führer, spürte, wie ein harter Gegenstand seine Lippen berührte. Er hörte zugleich eine Flüsterstimme, die ihn daran erinnerte, den Mund zu öffnen und die Flüssigkeit bitte sehr langsam zu trinken. »Es ist Wasser, Abbé! Klares, wunderbares Wasser. Es wird Ihnen gut tun. Sie werden sich erholen. Bitte, Sie müssen es trinken.«

Bloch gehorchte. Er spürte jetzt die kalte Flüssigkeit nicht nur an seiner Oberlippe, sie rann auch in die Mundhöhle, spülte die Kehle aus, und er schluckte sie automatisch runter. Sie kühlte seinen Rachen, seine Speiseröhre. Das Wasser belebte. Was Menschen schon vor Jahrtausenden als frisches und kräftigendes Elixier angesehen hatten, funktionierte auch heute noch.

Es war so wunderbar.

Die Kräfte kehrten irgendwie zurück. Zwar fühlte er sich noch immer ausgelaugt, aber der Abbé freute sich bereits darüber, dass er das Glas jetzt mit seinen eigenen Händen festhalten konnte. Er brauchte keine Hilfe mehr, um es zu leeren. Als er den letzten Tropfen getrunken hatte, stellte er es auf den Tisch.

Dabei blieb er in der leicht gebeugten Haltung sitzen. Er stellte fest,

dass die dunkle Brille auf seiner Nase nach vorn gerutscht war und richtete sie wieder.

Sehen konnte er nicht, doch er spürte oder fühlte genau, dass ihn mehrere seiner Templer umstanden. Sie hatten seinen Schrei gehört und waren zu ihm geeilt, um ihm zu helfen. Sicher waren sie ratlos, und er sprach sie mit schwacher Stimme darauf an.

»Ja, das sind wir«, antwortete Lucien, »hier geht es nicht um uns, sondern um dich.« Lucien gehörte zu den älteren Mitgliedern und duzte den Anführer.

»Ich lebe noch«, flüsterte Bloch.

Lucien wartete mit einer Frage. »Ist das so verwunderlich?«, stellte er dann fest.

»Das ist es.«

»Wir haben deinen schrecklichen Schrei gehört und uns große Sorgen gemacht.«

»Danke«, flüsterte Bloch und nickte. »Die Sorgen waren unbegründet.« Er räusperte sich und sprach trotzdem mit seiner rauen Stimme weiter. »Noch sind sie unbegründet, aber es wird sehr bald schon eine Zeit kommen, wo wir das nicht mehr behaupten können.«

»Wann?«

»Ich habe es nicht genau erkennen können.« Seine Hände umfassten den Würfel. »Er hat mir den Weg weisen wollen, aber selbst er stieß dabei an Grenzen. Und wenn es bei ihm geschieht, dann sind für uns die Grenzen längst aufgezeichnet.«

»Entschuldige«, sagte Lucien. »Nur hört es sich für uns an, als hätte Jean Recht gehabt, als er uns deine Botschaft übermittelte, die wir gar nicht glauben konnten.«

»Er hat nicht gelogen, Freunde. Ich habe ihm gesagt, dass ihr das Haus nicht verlassen sollt. Ich wollte euch herkommen lassen, um euch etwas zu sagen. Sind alle hier?«

»Ja.«

»Das ist gut«, flüsterte der Abbé. Es schien, als hätte ihm die letzte Antwort genau die Kraft gegeben, die er benötigte, um sich aufzurichten. Er presste seinen Rücken gegen die Lehne und schaute nach vorn, ohne jedoch etwas sehen zu können. Der Abbé war hundertprozentig blind.

»Wir haben bisher alles abwehren können«, flüsterte er. »Ich war stolz auf dieses Haus, aber das ist vorbei. Wir werden es nicht mehr schaffen können.«

Die Templer schwiegen erschrocken und auch betroffen. Mit dieser Lage mussten sie sich erst einmal zurechtfinden. Sie hatten sich bisher auf die Gemeinschaft verlassen können. Der eine war für den anderen dagewesen, sie hatten sich den Mächten des Bösen entgegengestemmt. Einige hatten sogar ihr Leben verloren. Nicht weit von diesem Ort

entfernt befand sich innerhalb einer Felsengrotte die Kathedrale der Angst, wo das silberne Skelett des Hector de Valois zur letzten Ruhe gebettet war. Es hatte sich ihnen gegenüber, obwohl es nicht mehr am Leben war, als ein treuer Freund und Helfer erwiesen, denn es lebte dank einer mächtigen Magie weiter – sollte das jetzt alles vorbei sein und keinen Wert mehr haben? Das wollte den Männern nicht in den Sinn. Jeder dachte so, und es war eine zwangsläufige Folge, dass sie alle durcheinander redeten. Bis der Abbé die Arme hochhob. Mit dieser Geste bat er um Ruhe, und schon sehr bald verstummten die Stimmen.

»Ich weiß selbst, wie euch zumute ist, meine Freunde, denn mir ergeht es nicht anders, und das wird mir wohl jeder von euch glauben. Aber die Zeit ist leider reif, und ich muss zugeben, dass wir es nicht geschafft haben. Es ist auch möglich, dass wir die andere Kraft unterschätzten, wer kann das schon sagen? Was sich uns da nähert, ist nichts im Vergleich zu dem, was wir schon durchgemacht haben. Mir kommt es vor, als hätte Baphomet bisher nur mit uns gespielt und uns dabei an der Nase herumgeführt. Nun aber nähert er sich uns mit der geballten Kraft des Bösen, und ich glaube nicht, dass uns jemand helfen kann.«

»Auch nicht John Sinclair?«, fragte einer aus der Runde.

Die Lippen des Abbé verzogen sich zu einem schmerzlich anmutenden Lächeln. »Ja, John Sinclair«, wiederholte er, »möglich ist es, und ich habe es auch versucht.« Dann schüttelte er den Kopf. »Nur hat es keinen Sinn gehabt, meine Freunde. John Sinclair ist mit einem eigenen Fall beschäftigt, wobei es den Anschein hat, als wären die beiden Fälle gar nicht so weit voneinander entfernt. Auch er hat von einer dunklen, einer bösen Flut berichtet, die in einer einsamen Sumpfgegend geboren wurde, das jedenfalls berichtete mir sein Chef. Er kämpft verzweifelt dagegen an, niemand weiß, ob er gewinnen kann, aber Sir James hat Suko auf die Reise geschickt, um uns zu unterstützen. Ich habe zugestimmt, ich schickte Alain los, um ihn abzuholen, doch ich weiß nun, dass ich einen Fehler begangen habe. Auch Suko wird dieser mächtigen Kraft nicht widerstehen können. Er weiß es nicht, aber es kann sein, dass es für ihn eine Reise in den Tod wird, wenn er es schafft, uns zu erreichen. Ich weiß, dass es beinahe unglaublich klingt, aber wir sollten vor den Tatsachen nicht die Augen verschließen. Ihr wisst jetzt alles. Mehr ist mir auch nicht bekannt, und wir können jetzt unsere Entschlüsse gemeinsam fassen.«

»Wir werden kämpfen!«, rief jemand spontan. »Wir werden vor dem Bösen nicht fliehen. Das wäre ein Verrat an unserer gerechten Sache. Dafür haben wir nicht gekämpft.«

Der Abbé quälte sich ein Lächeln ab, bevor er den Kopf schüttelte.

»Ich weiß, dass du es gut meinst, mein Freund, aber glaube mir, dein

Denken ist falsch. Diesmal haben wir keine Chance. Ich hoffe, dass jeder von euch seine persönlichen Dinge gepackt hat. Ihr müsst euch ein Versteck suchen und euch darauf gefasst machen, dass es für längere Zeit sein wird, meine Freunde.«

Lucien schob sich vor. Er legte dem Abbé eine Hand auf die Schulter. »Hast du denn darüber nachgedacht, wo wir dieses Versteck finden können?«

»Ja, das habe ich.«

»Bitte…«

»Vielleicht, meine Freunde, und ich betone besonders das Wort vielleicht, ist die Kathedrale der Angst der richtige Ort. Ansonsten wüsste ich keinen Rat.«

Die Templer schauten sich an. Die Männer kannten die Schlucht mit dem silbernen Skelett. Sie fürchteten sich zwar nicht davor, aber sie hatten so etwas wie einen heiligen Respekt, denn die Kathedrale der Angst war etwas besonderes.

»Und es gibt keine andere Möglichkeit?«, fragte jemand.

»Die gibt es nicht.«

»Wenn wir mit den Wagen fliehen, dann…«

»Werden wir nicht weit kommen. Baphomeths Geist wird euch verfolgen, bis er euch gefunden hat. Er wird in euch eindringen, wie mit Krallenfingern. Er wird eure Gehirne benutzen. Er wird euch zu menschlichen Monstren machen. Ihr werdet euch nicht mehr wiedererkennen, glaubt mir. Aus euch werden gefährliche Bestien werden, die keine Rücksicht auf andere Menschen nehmen, denn alles Menschliche, besonders die positiven Eigenschaften, werden euch fremd sein. Ihr stellt euch nicht auf die Stufe von Tieren, sondern auf die von Bestien, die kein Gefühl kennen. Das alles wird eintreten, denn nur deshalb ist die Kraft des Bösen zu uns unterwegs.«

Diesmal gab es nicht einmal einen gelinden Aufruhr, als der Abbé geendet hatte. Die Templer hingen ihren eigenen Gedanken nach.

Wieder war es Lucien, der eine Frage stellte. »Du hast noch nicht von einer Zeit gesprochen, Abbé. Wann ist es so weit?«

»Jetzt…«

»Sofort?«

»Ja, so schnell wie möglich.«

»Gut, dann werde ich gehen und auch deine persönlichen Dinge zusammenpacken.«

»Nein, nein«, sagte Bloch schnell. »Nicht meine persönlichen Dinge. Das ist nicht nötig.«

Lucien war überrascht, auch die anderen Templer schauten erstaunt auf ihren Anführer, von dem sie eine Erklärung erwarteten.

Der Abbé tat ihnen den Gefallen. Es sah so aus, als wollte er sich in seinem Stuhl aufrichten. Er holte tief Luft, gab die Antwort, und dies

waren die entscheidenden Worte, die er sich bis zum Schluss dieser langen Reden aufgespart hatte.

»Ich werde nicht mit euch kommen, Freunde. Denn ich bleibe hier und warte auf das Böse…«

***

Der Winkel war relativ ungünstig. Trotzdem musste ich schießen und hoffte darauf, dass es das geweihte Silber schaffte, die Kreatur zu vernichten.

Dennis Hooker schrie, als der Schuss aufpeitschte. Dann hielt er sich die Ohren zu und beugte den Oberkörper nach vorn. Auf der Tischplatte versteckte er seinen Kopf zwischen den Händen.

Ich hatte auf das Gesicht gehalten. Ein ziemlich schwammiges Ziel, weil es von den Dunstschleiern umspielt wurde. Der Werwolf musste auch meine Bewegung mitbekommen haben, und nach dem Schuss war sein Kopf plötzlich verschwunden.

Hatte ich ihn getroffen?

Ich lief geduckt bis zum Fenster, schaute in die Höhe und hörte das Heulen der Bestie.

Triumph darüber konnte ich nicht empfinden, weil diese Laute aggressiv und wütend klangen, keinesfalls kläglich, wie ich gehofft hatte. Es ließ den Schluss zu, dass meine Kugel die Bestie leider verfehlt hatte. Auch das kann passieren. Ich ärgerte mich nur, dass es in einem so entscheidenden Moment geschehen war.

Der Werwolf lebte, der Werwolf lauerte, und er würde versuchen, uns zu töten.

Ich drehte mich um, weil Dennis gestöhnt hatte. Der Junge war völlig von der Rolle. Er zitterte, wollte Fragen stellen, doch er fand die richtigen Worte nicht.

Mit den Füßen schleuderte ich die größten Glassplitter zur Seite und schaute mir das zerbrochene Fenster an. Es würde mir keine Schwierigkeiten bereiten, auf das Dach zu klettern. Dort konnte ich die Bestie stellen, aber ich wusste auch, wie gefährlich es war, auf dieser glatten Fläche mit der Bestie zu kämpfen.

»Wer war das?«

Ich drehte mich wieder um. Dennis war halb aufgestanden. Seine Hände hatte er auf die Tischplatte gestützt und wusste nicht, wohin er schauen sollte, ob zu mir oder auf das Fenster.

»Genau weiß ich es auch nicht«, log ich, weil ich ihn nicht beunruhigen wollte.

»Aber du hast geschossen.«

»Sicherheitshalber.«

»Der will uns totmachen, nicht?« Dennis schluckte. »Er… er sah aus wie ein großer Hund. Das war er doch nicht, wie?«

»Nein, kein Hund.«
»Ich will ihn nicht mehr sehen.«
Dennis brauchte Trost. Deshalb ging ich zu ihm und streichelte seine Wangen. »Keine Sorge, mein Kleiner, du wirst ihn nicht mehr sehen. Dafür werde ich sorgen. Allerdings musst du mir etwas versprechen.«
»Was denn?«
»Dass du hier in der Küche bleiben wirst, wenn ich weg bin.«
»Du willst weg?« Seine Stimme klang schrill.
»Ja, Dennis. Ich muss mal auf dem Dach nachschauen. Wir wollen doch sichergehen, dass er nicht noch einmal zurückkehrt.«
»Was mache ich denn?«
»Hier in der Küche bleiben!« Ich merkte, dass ihm dies nicht gefiel.
»Lass deine Mutter am besten schlafen. Ich bin ja auch schnell wieder zurück. Bleib hier am Tisch sitzen und warte auf mich.«
Er überlegte, nickte dann und schauderte gleichzeitig zusammen.
Ich drückte ihn noch einmal an mich und zwinkerte ihm zu. »Wir Männer schaffen es schon.«
Ich hoffte, dem Jungen durch die letzten Sätze Mut gegeben zu haben. Er sagte auch nichts mehr und blieb sitzen, als hätte er sich in eine Puppe verwandelt.
Ich holte mir einen Stuhl heran, stellte ihn unter das Fenster und kletterte auf die Sitzfläche. Obwohl ich stand, musste ich den Körper noch strecken, um durch die Öffnung auf das Dach schauen zu können. Der Nebel trieb darüber hinweg, er rollte auch in den Raum hinein, aber er war nicht so stark, als dass ich die Hand nicht mehr vor meinen Augen gesehen hätte.
Bis zum Dachrand konnte ich schauen. Die Pfannen schimmerten als eine dunkle glatte Fläche. Vereist waren sie nicht, dafür feucht und auch dementsprechend rutschig.
Das Kreuz hing nach wie vor sichtbar vor meiner Brust. Sollte die Bestie es sehen, konnte sie eingeschüchtert werden. Vielleicht traute sie sich dann auch nicht mehr so nahe an mich heran.
Glasscherben schauten nicht mehr aus dem Rahmen hervor. Das ganze Zeug war in die Küche gefallen. Ich stemmte mich am vorderen, dem tief liegenden Rand des Fensters ab und schwang mich auf das Dach. Es war ein gefährlicher Moment, denn in diesen Sekunden konzentrierte ich mich rein auf mich selbst und nicht auf die Umgebung. Wenn er jetzt schnell war und angriff, hatte ich verloren.
Die Bestie ließ sich nicht blicken. Dafür hockte ich auf dem schrägen Dach, ein Bein ausgestreckt, damit meine Hacke als Stütze dienen konnte.
Zu einem großen Haus gehörte auch ein großes Dach. Dieses hier war groß und auch ziemlich steil. Ich hatte mich gedreht und schaute zum First hoch. Es wäre schön gewesen, hätte ich den Nebelwolf dort

balancieren sehen. Leider tat er mir den Gefallen nicht. Falls er auf dem Dach hockte, musste er sich auf der anderen Seite versteckt halten. Das wollte ich herausfinden. Dazu musste ich den First erreichen. Halt konnte ich an den Kaminen finden. Sie wirkten wie klobige Finger. Über allem trieb der Nebel hinweg. Ein unendliches Tuch, das weder einen Anfang noch ein Ende hatte. Es war einfach da. Es hatte sich mit dem Himmel und der Erde verwoben, es machte alles gleich und verdeckte die Welt mit seinem grauen Schleier. Es griff überall hin, in das kahle Geäst der Bäume ebenso wie in die Lücken und Öffnungen hinein. Es fand seinen Weg in das kleinste Versteck, und es ließ mich nicht aus seinen Fängen. Die kalten Geisterhände hüllten mich ein, als ich auf den First zukroch. Ich bewegte mich dabei auf Händen und Füßen und hatte schon längst festgestellt, dass aus keinem der anderen Dachfenster ein Lichtschein fiel.

Ich hatte den links von mir stehenden Kamin anvisiert. Dort konnte ich einen verhältnismässig sicheren Halt finden und hatte auch einen guten Überblick.

Es ging einfacher, als ich dachte. Manche Dachpfannen waren vom Material her ziemlich rau, sodass ich kaum in Gefahr lief, auf der Schräge abzurutschen.

Zwar war ich kein geübter Dachkletterer, ich kam trotzdem ziemlich rasch weiter. Ich roch den Kamin. Noch zwei Schritte, ich hatte mein Ziel erreicht und klammerte mich am Kamin fest.

Der First war breiter, als er ausgesehen hatte. Vergleichbar mit einer vorgezogenen Fensterbank. Zur Not konnte ich darauf balancieren. Es fehlte der Nebelwolf.

Ich schaute auf die andere Seite des Dachs. Darüber trieben die Dunstschwaden, aber die Bestie war nicht zu sehen.

Verdammt, hatte sie sich in Luft aufgelöst? War sie vom Dach gesprungen?

Ein Mensch würde einen Sprung aus dieser Höhe nicht überleben.

Wie es sich bei einem Werwolf verhielt, konnte ich nicht sagen. Wenigstens war er bei seiner Landung nicht tot, das schaffte unter anderem nur das geweihte Silber.

Und die Kugeln steckten in der Beretta!

Bisher hatte ich nur in eine Richtung geschaut. Hinter mir führte der First weiter, dort schauten auch noch drei Kamine aus dem Dach hervor. Sie hatte die gleiche Größe wie meiner. Wenn es jemand geschickt anstellte, konnte er dahinter schon Deckung finden. Sicherlich auch ein gefährlicher Werwolf.

Ich drehte mich auf der Stelle, um in die andere Richtung zu schauen. Da war nichts.

Ein leeres Dach, umhüllt von den grauen Dunstschwaden, ein Himmel, den ich nicht sah, die große Stille, die jedes menschliche

Leben eingefroren hatte.
Auch die versprochenen Helfer waren noch nicht eingetroffen.
Nach wie vor stand ich allein und wusste noch immer nicht, was mit den übrigen Bewohnern geschehen war.
Keine Bestie ließ sich blicken.
War sie schon unten?
Ich besah mir die nähere Umgebung des Schulhauses. Zumindest diejenige, die in Dachhöhe abschloss. Einige Bäume ragten an der Ostseite so nah, dass jemand vom Dach aus in das Geäst hineinklettern konnte. Das wäre für die Bestie eine Möglichkeit gewesen. Ich stellte mich innerlich schon darauf ein, wollte natürlich nicht denselben Weg nehmen, sondern wieder auf das Fenster zurutschen und dort in die Küche der Hookerschen Wohnung steigen.
Dazu kam es nicht mehr.
Der Nebelwolf wollte es nicht. Er hatte lange genug gewartet, und plötzlich war er da.
Hinter einem Kamin schoss er in die Höhe. Ein dunkler, kompakter Schatten, eine Figur, die Angst machen konnte. Die Bestie hatte sogar mich überrascht, und sie blieb auch nicht stehen. Mit einem gewaltigen Satz sprang sie auf mich zu.
In diesen schrecklich langen Augenblicken hatte ich das Gefühl, von einem Riesen angegriffen zu werden. Er war schnell, so verdammt schnell, ich drückte einfach ab, konnte nicht sehen, ob die Kugeln getroffen hatten, denn ich sackte gleichzeitig in die Knie, um hinter dem Mauerwerk des Kamins Deckung zu finden.
Das war gut so, denn der Nebelwolf krachte nicht gegen mich, sondern vor den Kamin. Der Aufprall war so heftig, dass er ihn erschütterte, aber nicht einriss.
Ich hörte ihn schreien und jaulen. Er hatte alles auf eine Karte gesetzt und verloren. Auch ich war für einen Moment fertig mit den Nerven. Mit einem Arm klammerte ich mich am Kamin fest, was auch sein musste, sonst wäre ich in die Tiefe gerutscht, denn das rechte Bein hatte ich schon vorgestreckt.
Ich zog es langsam wieder an und schaute zu, wie die Hacke über die Dachpfannen glitt.
Neben mir hörte ich das Stöhnen. Das wiederum machte mich erneut auf den Nebelwolf aufmerksam.
Ich erkannte, dass er sich am Kamin mit beiden Armen festhielt. Er hing an der anderen Seite des Daches herunter, lag noch bäuchlings auf den Pfannen, und ich erinnerte mich daran, zumindest zweimal geschossen zu haben.
Eine Kugel davon hatte ihn erwischt.
Sie war in seinen Kopf gefahren, hatte das Auge erwischt und es zerstört. Aus dieser Öffnung rann eine schleimige Masse über sein

Gesicht, das eigentlich nicht mehr das eines Werwolfs war, sondern dabei war, sich zurückzuverwandeln.

Ich wollte und musste sehen, wen ich da vor mir hatte und knipste meine Lampe an.

Das Gesicht hatte sich stark verändert. Die böse Schnauze war nicht mehr vorhanden. Stattdessen sah ich eine bleiche Totenfratze mit dünner Haut und scharfen Knochen darunter. Der Mund war aufgerissen, die Nase teilweise auch, nur ein Auge war noch vorhanden, aber das andere hatte einen toten Blick.

Haar wuchs auf dem Kopf wie Gestrüpp, ein bestialischer Gestank wehte mir entgegen. Er roch nach Leiche, nach Verwesung.

Er war eine Leiche. Und die fiel.

Ich versuchte auch nicht, sie zu halten. Die Hände der Bestie hatten sich gelöst, die Hülle war kraftlos geworden und rutschte der Dachkante entgegen.

Eine Rutschbahn in die Vernichtung. Nichts gab es mehr, wo der Körper noch hätte stoppen können. Er war uralt, er war halb verwest, die Kraft des Bösen hatten ihn noch einmal aufgerichtet, um ihn zu einem widerlichen Monster zu machen.

Dann war er verschwunden.

Das Hüpfen über die Dachkante, als er durch den Aufprall anfing, um sich zu schlagen, kein Schrei, der aus seinem Maul drang, und auch der Aufprall war kaum zu hören. Das Geräusch wurde von den Nebelschleiern verschluckt.

Ich hockte auf dem Dach und schüttelte den Kopf. Gleichzeitig fühlte ich mich erleichtert. Hätte ich einen Regenschirm gehabt, wäre ich wohl auf dem First spaziert wie die gute Mary Poppins, aber danach stand mir nicht der Sinn.

Den Nebelwolf gab es nicht mehr. Wie verdammt schnell es über die Bühne gegangen war. Der Angriff, die Schüsse, das war es dann gewesen. Es gab keine Gefahr mehr, die Menschen hier in Trevine konnten endlich tief auf- und durchatmen.

Schön wäre es gewesen. Mit der Vernichtung der Bestie waren die Probleme noch nicht gelöst. Der Nebelwolf war mehr eine Begleiterscheinung dieser schwarzen Flut gewesen, die den Ort mittlerweile verlassen hatte. Ihr Erbe war noch vorhanden.

Ich dachte an die Templer-Gräber im Sumpf. Ich erinnerte mich auch an die Erklärungen des Hoss Ivory. Vor langer, langer Zeit hatte hier eine Templer-Gruppe gehaust, die sich dem Bösen verschworen hatte. Es waren Baphomet-Diener gewesen und gleichzeitig Werwölfe. Den Menschen war es dann trotz aller Widrigkeiten gelungen, die Wölfe zu vernichten. Man hatte sie im Sumpf begraben.

Die Werwölfe waren verfault, hatten die Gräber nicht mehr verlassen können, bis eben auf den einen.

Dafür war die schwarze Flut gekommen. Ich ging davon aus, dass sie in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den getöteten Wölfen stand, aber ich wusste die genauen Einzelheiten nicht.

Allmählich wurde mir kalt. Ich dachte auch an den Jungen und wollte zurück in die Wohnung. Der Abstieg gestaltete sich schwieriger als der Aufstieg, ich musste höllisch aufpassen, nicht abzurutschen und über die Dachkante zu kippen.

Nahe des offenen Fensters glitt ich schneller und könnt mich soeben noch festhalten. Die Beine rutschten vorbei, während meine Hände den Rahmen umklammert hielten.

Sekunden später schraubte ich mich durch die Öffnung in die Küche hinein.

Dennis Hooker saß am Tisch, ohne sich zu rühren. Er schaute mich an, er sah auch, wie ich lächelte, sagte selbst aber nichts. »Ich bin wieder da, Dennis.«

»Was war denn?«

»Es ist alles in Ordnung.«

»Da hat doch jemand geschrien.«

»Stimmt, aber er wird nicht mehr schreien. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Er schielte auf das zerstörte Fenster und nickte. »Da habe ich das Tier gesehen. Hast du es getötet?«

»So ist es.«

»Fiel es vom Dach?«

»Auch das stimmt.«

Dennis hob die Schultern. Er sprach nicht mehr. Ich dachte wieder an die veränderten Menschen hier in Trevine und schaute mir dann den Jungen an.

Ihn hatte es nicht getroffen, zumindest nicht so stark, wenn ich mal von den toten Hunden absah, die ich zusammen mit ihm auf dem Schulhof entdeckt hatte.

Hatte er einfach nur Glück gehabt, oder konnte die schwarze Flut Kindern nichts anhaben? Ich kam nicht darauf, ich wusste es nicht, ich musste mich jetzt auch um andere Dinge kümmern, und ich hoffte gleichzeitig, dass meine Helfer bald eintreffen würden. Vom Dach her hätte ich gern auf den Boden geschaut. Es war mir wegen des dichten Nebels einfach nicht möglich gewesen.

Ich musste das Haus verlassen und durch den Ort gehen, wenn ich mehr erfahren wollte. Davor fürchtete ich mich. Nicht vor dem Gang, sondern davor, was ich eventuell entdecken konnte. Menschen, die sich verändert hatten, die unterschiedlich aggressiv reagierten, die sich möglicherweise gegenseitig umgebracht hatten und darauf lauerten, dass sich weitere Opfer in ihre Nähe trauten.

Allein der Gedanke daran war furchtbar, und über meinen Rücken

rann ein Schauer.

Dennis hatte sich einfach auf die Eckbank gelegt. Auf Zehenspitzen ging ich zu ihm und schaute nach. Der Junge war tatsächlich eingeschlafen, das heißt, nicht ganz. Als mein Schatten über ihn fiel, zwinkerte er, aber sie waren schon sehr schwer geworden und würden ihm zufallen.

Ich strich über seine Stirn, die sich heiß anfühlte, als hätte er Fieber. Diese beruhigende Geste erzeugte bei ihm ein Lächeln. Mit schwacher Stimme flüsterte er mir zu, wie müde er doch war.

»Dann schlaf halt.«

»Ja, das tue ich.«

Ich streichelte ihn noch einmal. Das merkte er nicht mehr. Dennis war bereits eingeschlafen.

Ich seufzte auf, als ich an seine Mutter und auch an seinen Vater dachte. Dass er tot war, wusste der Junge noch nicht. Er würde einen zweiten Schock bekommen, den er bestimmt nicht so leicht überwinden konnte. Da war auch noch seine Mutter, eine Mörderin, denn sie hatte ihren Mann getötet.

War sie das tatsächlich? Konnte ein Gericht sie für diese Tat verantwortlich machen? Wahrscheinlich nicht, denn hier in Trevine war nichts mehr so, wie es einmal gewesen war. Hier hatte eine andere Macht die Kontrolle übernommen und ein furchtbares Erbe hinterlassen. Die ruhigen Atemzüge des Jungen begleiteten mich auf meinen Weg zur Tür. Ich verließ die Küche, um nach Mrs. Hooker zu schauen. Meiner Ansicht nach stand sie noch unter dem Bann des Bösen.

Ich stieß die Tür zum Schlafzimmer auf und schaltete das Licht ein. Sie lag noch auf dem Bett, und im ersten Augenblick sah sie für mich aus wie eine Tote. Ich ging langsam näher und blieb neben dem Bett stehen.

Sie rührte sich nicht. Hand- und Fußgelenke waren nach wie vor mit braunen Klebestreifen umwickelt. Ihre Augen hielt sie weit offen. Sie waren gleichzeitig verdreht, durch den offenen Mund und auch durch die Nase zischten die Atemzüge. Sie musste mich einfach sehen, aber sie nahm mich trotzdem nicht zur Kenntnis, denn ihr Blick war dermaßen starr, dass er nichts anderes in der Umgebung wahrnahm.

Die Frau befand sich in einer tiefen Trance. Die schwarze Flut hatte sie verändert. Für mich lebte sie nicht mehr, sie existierte nur noch. Ihr rechter Ärmel zeigte Blutflecken. Wahrscheinlich stammten sie vom Blut des eigenen Mannes.

Ich zog mich wieder zurück. Dabei kam ich mir vor wie ein Mensch, den man in einen schmalen, mit Eis gefüllten Zylinder gesteckt hatte. Ich spürte die Graupel auf meinem Rücken, ich bewegte mich auch langsamer als sonst, und das lag an diesem tiefen Schrecken, unter

dem der Ort begraben war.
Ich stand allein.
Keiner würde mir helfen.
Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich die Stufen der Treppe hinabstieg. Meine Sinne waren bis zum Zerreißen gespannt. Ich rechnete mit dem Äußersten, mit gefährlichen Attacken aus dem Hinterhalt, und deshalb blieb ich auch auf dem ersten Treppenabsatz stehen und suchte den Lichtschalter.
Es gab nur einen Knopf, den ich drücken musste. Es wurde heller im Haus, doch hinter den Fenstern trieb noch immer die weißgraue Brühe vorbei.
Mir begegnete auf meinem Weg nach unten kein Mensch. Allein durchschritt ich das Treppenhaus. Es war eine Stille, die mir nicht gefiel, und ich kam mir noch immer vereist vor.
An der Haustür blieb ich stehen.
Hinter mir lag der Gang, der das Haus in die beiden Hälften teilte.
In den Klassenzimmern hatte ich schon nachgeschaut, das konnte ich mir jetzt sparen. Noch einmal ging ich in das Büro des Konstablers. Der Mann hockte noch immer wie eine Wachspuppe vor seinem Schreibtisch und rührte sich nicht.
Ich zog mich wieder zurück. Die Haustür lockte mich, obwohl es kein Vergnügen werden würde, durch das neblige Trevine zu gehen und mit dem Grauen konfrontiert zu werden.
Ich zerrte die Tür auf.
Die Geräusche der Angeln, das Knarren und leise Quietschen passte als Begleitmusik. Zuerst sah ich den kalten Dunst. Leichentücher wehten gegen mein Gesicht. Der Geruch im Ort kam mir widerlich vor. Stand ich auf einem großen Friedhof?
Man konnte es meinen, und wieder floss ein Schauer über meinen Rücken. Hart hatte ich die Lippen zusammengepresst, ich stand wie auf dem Sprung, doch auf dem Schulhof tat sich nichts.
Stille.
Unheimlich und beklemmend.
Trevine lag unter einem gewaltigen Leichentuch begraben. Nichts rührte sich mehr, niemand flüsterte, niemand sprach, niemand kam auf mich zu, keiner rief mich an.
Ich löste mich von der Tür und schritt in das neblige Meer hinein.
Dann ging ich dorthin, wo der Werwolf liegen musste. Die Stelle hatte ich mir genau gemerkt.
Es war nicht einfach, ihn zu finden. Schließlich sah ich ihn doch als dunkle Masse auf dem Boden liegen. Selbst im Nebel sah er aus wie ein Klumpen.
Ich blieb neben ihm stehen, ging in die Hocke und sah, dass ihm der Aufprall die Knochen zerbrochen hatte.

Sein Gesicht war ebenfalls eingedrückt. Das Auge zerlaufen, die Umgebung darum zeigte verbrannte Spuren.

Ich wandte mich ab. Von ihm ging keine Gefahr mehr aus, aber das Erbe der schwarzen Flut war nach wie vor da.

Ich machte mich auf den Weg.

Auf einen verflucht schweren Weg. Um herauszufinden, was passiert war, musste ich praktisch in jedes Haus schauen. Es würde eine Statistik des Schreckens werden. Als ich über den Schulhof ging, kam ich mir vor, als wäre ich von unheimlichen Gespenstern umringt, aber es waren nur die kahlen Bäume, die in der Nebelsuppe schwammen. Sie gaben die makabre Kulisse für diesen mörderischen Fall ab.

Ich blieb an der Mauer stehen. Mein Blick streifte über eine Straße.

Der Dunst war dichter geworden. Ich würde sogar Mühe haben, das Haus der Graves' zu finden.

Mein Fixpunkt musste eigentlich die Kirche sein, da sie den Mittelpunkt des Ortes bildete. Selbst ihren kantigen Turm sah ich nicht, weil der Nebel zu dicht lag.

In Trevine hatte sich eine regelrechte Totenruhe ausgebreitet. Es war kein Laut zu hören. Selbst die Tiere hatten sich zurückgezogen, und ebenso hatten sich auch die Menschen in ihren Häusern verkrochen.

Ich ließ mir Zeit.

Als ich auf die Uhr schaute, da erschrak ich. Fast eine Stunde hatte ich in der Schule verbracht. Verdammt, die Helfer hätten eigentlich schon längst hier im Ort sein müssen.

Sie waren es nicht. Ich konnte mir auch vorstellen, dass sie im Nebel stecken geblieben waren, denn die Welt hatte sich in diese einzige graue Suppe ohne Anfang und Ende verwandelt.

Kein Auto fuhr, ich hörte auch keine Tritte und überlegte, ob ich nicht meinen Wagen suchen und den Helfern entgegenfahren wollte. Die Straße nach Exeter musste ja zu finden sein.

Das wiederum kam mir wie eine Flucht vor. Außerdem würde es nicht einfach werden, den Rover zu finden. Er stand am Haus des Hoss Ivory.

Wenn mich nicht alles täuscht, stand ich auf der breitesten Straße von Trevine. Ich sah zu, dass ich auf deren Mitte kam und konnte die Häuser zu beiden Seiten höchstens als Schatten ausmachen. Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Die Rechtecke sahen für mich aus, als wären sie von einem geheimnisvollen Glühen erfüllt, als wären Geister dabei, allmählich zu verbrennen.

Ich ging auf zwei Fenster zu. Nebelschwaden trieben vor ihnen her. Sie hatten die Farbe des Lichts angenommen. Sie wirkten wie bleiche, lange Arme.

Vor dem Fenster blieb ich stehen. Dabei musste ich mein Gesicht schon sehr dicht an die Scheibe heranbringen, um überhaupt etwas

erkennen zu können.
Mein Blick fiel in ein Wohnzimmer. Die Umrisse verschwammen etwas, aber ich sah die beiden Menschen, die auf der Couch hockten und in eine bestimmte Richtung schauten. Sie sahen aus wie tot. Die Köpfe hatten sie in verschiedene Richtungen gedrückt und stützten sie auf der Nackenlehne ab. Verletzungen konnte ich bei ihnen nicht entdecken, aber ich wollte es genau wissen und betrat das Haus, da die Tür nicht verschlossen war.
Im Flur lag ein junger Mann.
Er rührte sich nicht, und er sah aus, als wäre er die Treppe hinabgefallen.
Ich fühlte nach seinem Puls. Er schlug, mir fiel ein Stein vom Herzen. Dann betrat ich den Wohnraum, wo die beiden Menschen auf der Couch saßen.
Jetzt wusste ich auch, weshalb sie in eine bestimmte Richtung geschaut hatten. Dort nämlich stand die Glotze. Der Ton war abgedreht, aber das Bild flimmerte weiterhin über den Schirm. Es lief ein Film, eine Komödie. Die Darsteller bewegten sich wie Puppen, sie lachten und regten sich auf. Ihre Gestik bekam durch den abgedrehten Ton etwas Pantomimenhaftes. Ich schaltete den Apparat aus und blieb vor den beiden »Zuschauern« stehen. Sie waren nicht tot, ich hörte sie leise atmen. Sie lagen nur in einem tiefen Schlaf.
Erleichtert atmete ich auf. Die schwarze Flut wirkte also nicht bei jedem Menschen gleich. Das konnte ich als einen Vorteil abhaken.
Ich setzte meine Hoffnung darauf, auch weiterhin in Trevine Menschen zu finden, die nicht tot waren.
Wieder betrat ich den Flur.
Der junge Mann lag noch immer vor der Treppe, aber er regte sich plötzlich. Ich hatte es zu spät gemerkt und wurde erst aufmerksam, als er mit seiner rechten Hand meinen Fußknöchel umklammerte.
Im ersten Moment durchfuhr mich ein heißer Schreck. Der Griff war wie der einer Totenklaue. Ich schaute nach unten, hörte das Ächzen des jungen Mannes, der mich umreißen wollte, was ich durch einen Gegendruck verhindern konnte.
Dabei fiel ich mit dem Rücken gegen die Wand. Mein rechter Knöchel wurde noch immer festgehalten, aber der junge Mann schaffte es nicht, sich aufzurichten.
Er fiel wieder zusammen, prallte auf den harten Boden, und seine Hand löste sich von meinem Bein. Wahrscheinlich konnte er nicht mehr gehen. Er musste sich beim Sturz etwas gebrochen haben. Er schien auch keine Schmerzen zu spüren, er hätte wimmern müssen, stattdessen blieb er liegen, ohne sich um mich zu kümmern.
Kopfschüttelnd verließ ich das Haus und trat hinein in die Nebelsuppe, die träge durch die Finsternis zog. Sah es in allen

Häusern so aus?

Ich konnte es nur hoffen.

Nach zwei Schritten blieb ich stehen. Ich hielt mich praktisch im Rinnstein auf. Es hatte sich etwas in meiner Umgebung verändert, das stellte ich trotz des Nebels fest.

Was war anders geworden?

Mein Blick fiel nach vorn.

Bewegte sich nicht etwas in der grauen Suppe? Hörte ich nicht Schritte? Ja, ich hatte mich nicht getäuscht.

Wie Zombies hatten die Bewohner von Trevine ihre Häuser verlassen, um Jagd zu machen auf mich, den einzig normalen Menschen in ihrer Nähe. Ich musste davon ausgehen, dass sie auch vor einem Mord nicht zurückschreckten…

***

Es war ein kalter Tag geworden, aber der Abbé spürte die Kälte doppelt so stark, was nicht allein am Klima lag, sondern an seiner inneren Einstellung.

Nichts war mehr so wie sonst. Alles hatte sich verändert. Äußerlich zwar gleich geblieben, doch jetzt war dieses Haus leer. Nur er war zurückgeblieben.

Er stand am offenen Fenster, als wollte er das Böse einladen, doch sein Haus in Besitz zu nehmen. Die Augen hinter den Gläsern der Brille verborgen, dachte er daran, dass seine Freunde alles versucht hatten, um ihn von seinem Plan abzubringen.

Es hatte ihnen nichts genutzt. Er hatte sich gegen sie gewehrt und ihnen klar gemacht, dass es keinen Sinn hatte, ihn umstimmen zu wollen. Das Schicksal hatte seine Weichen gestellt, es war vielleicht die größte Herausforderung seines Lebens, und der würde er sich stellen.

Ein verloren wirkendes Lächeln umspielte seine Lippen, als er an seine Freunde dachte. Sie hatten alles versucht, besonders Lucien, aber sie hatten ihn nicht umstimmen können. Er wollte auch nicht, dass sie gemeinsam mit ihm in den Tod oder in die Veränderung gingen, er war ihr Anführer, ihr Kapitän, und er würde bis zuletzt auf dem sinkenden Schiff bleiben.

Dann waren sie gegangen.

Zuvor hatte sich jeder von ihm mit Umarmungen oder Handschlägen verabschiedet.

Der Abbé hatte sie aufheitern müssen, und er hatte davon gesprochen, dass noch nicht alles entschieden war. Das Böse sollte nur keine Angriffsfläche finden. Und ob es sich in die Kathedrale der Angst hineintraute, das war noch die Frage.

Zuletzt war Lucien gegangen. Seine schweren Schritte klangen dem

Abbé noch immer in den Ohren. Er hatte nichts mehr gesagt, doch Bloch hatte sein leises Weinen gehört.

Nun waren sie weg.

Das Haus war leer.

Sie hatten Alet-les-Bains auf Schleichwegen verlassen und würden sich auch auf Schleichwegen dem Ziel nähern. Keiner der »normalen« Bewohner sollte merken, was hier geschah.

Um sie machte sich der Abbé ebenfalls Sorgen. Er konnte nur hoffen, dass sich das Böse auf sein Haus konzentrierte und alle anderen in Ruhe ließ. Eine trügerische Hoffnung, aber möglicherweise hatte er ja Glück. Er gönnte es sich. Es konnte nicht nur immer gegen ihn und seine Freunde laufen.

Der Abbé schloss das Fenster. Er drehte sich um. Den Kopf hielt er gesenkt. Dann strich er wieder über den Knochen-Sessel, und um seine Lippen legte sich ein nicht mehr so verloren wirkendes Lächeln. Er atmete tief durch, nahm auf dem Sessel Platz, und das auf den Knochen liegende Kissen drückte sich durch, als es das Gewicht des Mannes spürte. Bloch fühlte sich nicht schlecht. Dieser Sessel, obwohl nur ein Gerippe, strömte ein gewisses Vertrauen aus, das der Abbé auch brauchte, um mit der feindlichen Umwelt zurechtzukommen.

Er schwieg. Seine Hände hatte er zusammengelegt. Die Stille im Raum und im gesamten Haus tat ihm gut. Nur hinter der Stirn spürte er einen leichten Druck, als wollten ihm die Gedanken mitteilen, dass sie noch vorhanden waren.

Er hatte den Freunden keinen Termin für eine Rückkehr genannt.

Doch der Abbé war sicher, dass zumindest der eine oder andere zurückkehren würde, um nachzuschauen, wie es ihm ging.

Hoffentlich nicht zu früh.

Wann die böse Flut ihr Ziel erreichen würde, wusste er nicht zu sagen. Er konnte kaum spekulieren, doch es musste nicht unbedingt die Nacht sein. Sie konnte auch schon bei Helligkeit auf ihn niederströmen. Er stand auf und verließ den Raum.

Ein einsamer Mensch ging durch den Flur, und der Abbé lauschte seinen eigenen Tritten. Er hatte das Gefühl, durch ein fremdes Haus zu schreiten, denn nirgendwo hörte er Stimmen, keine Gespräche, keine Laute, nicht einmal ein Atmen.

Oder doch?

Als er am Fuß der Treppe stehen blieb, irritierte ihn etwas. Es war ein Geräusch, das er nicht identifizieren konnte. Es war sogar ziemlich weit von ihm entfernt, klang aus der Höhe, wo das Dach ausgebaut worden war und noch einige Zimmer lagen, sich aber auch die Funkzentrale der Templer befand.

Hielt sich da oben jemand versteckt?

Er ging die Treppe hoch. Bloch war immer ein Mann der schnellen

Entschlüsse. Er würde auf keinen Fall etwas in die Länge ziehen, und hier hatte er das Gefühl, dass doch nicht alles so nach Plan gelaufen war, wie er es sich gewünscht hatte.

Deshalb stieg er die Treppe hoch.

Das Geräusch wiederholte sich nicht.

Vor der Tür zum größten Raum blieb er stehen. Dahinter verbarg sich die Funkanlage. Hier saßen seine Freunde, wenn sie den Berichten aus aller Welt lauschten. Sie konnten auch Kontakt zu den Gleichgesinnten aufnehmen, die sich auf den gesamten Erdball verteilten.

Er stieß die Tür auf und hörte sofort das Seufzen. Bloch hatte den Mann an seinem Geräusch erkannt.

»Lucien – du?«

»Ja, ich bin es.«

»Was willst du hier?« Er hörte seinen Freund auf sich zugehen.

»Kannst du dir das nicht denken? Ich… ich konnte einfach nicht verschwinden und dich im Stich lassen, das musst du verstehen. Bitte, ich gehöre lange genug dazu. So lange, dass wir es zumindest zu zweit durchstehen können, und es auch …«

»Nein, Lucien. Gerade weil du so lange dazugehörst, will ich dich nicht verlieren.«

»Was nutzt es uns, wenn du stirbst?«

Der Abbé gestattete sich ein feines Lächeln. »Das ist noch längst nicht heraus, ob ich sterbe oder nicht. Wenn ich ehrlich dir gegen über sein soll, so muss ich dir sagen, dass ich eigentlich nicht vorhabe, schon jetzt zu sterben.«

Lucien atmete schnaufend. »Wenn das so ist, dann komm doch mit, bitte. Ja, du musst…« Er fasste nach Blochs Arm.

»Auch wenn du mich festhältst, Lucien, es ändert nichts an meinem Entschluss. Ich bleibe hier.«

»Und stirbst.«

»Bitte geh, Lucien! Ich muss dich um diesen Gefallen bitten. Du willst doch, dass wir überleben.«

»Ja!«, schrie der Templer.

»Dann verlasse dieses Haus!«

Lucien raufte sich die grauen Haare. »Verdammt noch mal, ich begreife es nicht.«

»Es ist auch nicht nötig. Nur ich darf hier im Haus bleiben. Eine zweite Person wäre fatal. Sie… sie könnte sich möglicherweise der ersten gegenüber falsch verhalten. Mehr könnte ich nicht sagen. Nimm es hin, auch wenn du es noch nicht begriffen hast. Später wird es dir vielleicht gelingen.«

»Wird es denn ein später geben?«

»Das gibt es immer, Lucien. Nichts währt ewig. Aber das brauche ich

ja nicht zu sagen.«
»Das stimmt, ich kenne ja deine Philosophie, aber da ist noch etwas, das sie über den Haufen werfen kann. Denk daran, dass zwei Männer noch unterwegs sind. Alain und der Inspektor. Du hast sie selbst geholt, Abbé.«
»Ich weiß.«
»Was willst du ihnen denn sagen, wenn sie hier erscheinen? Willst du sie auch wieder wegschicken?« Lucien schüttelte den Kopf, obwohl der Abbé es nicht sehen konnte. »Das wird dir nicht gelingen. Wie willst du ihnen so etwas denn überhaupt klar machen?«
Bloch lächelte. »Lass es bitte meine Sorge sein. Ich habe mir da schon einiges ausgedacht. Du, Lucien, bist für die anderen verantwortlich. Du hast jetzt meine Position übernommen. Geleite sie sicher in die Kathedrale der Angst. Sie wird euch Schutz bieten. Ich weiß nicht, ob sich das Böse dorthin traut.«
Lucien senkte den Kopf. Noch einmal legte er Bloch seine Hand auf die Schulter. Es war eine Geste des Abschieds. Dann lief er schnell weg. Bloch hörte, wie unten die Haustür hart ins Schloss fiel.
Allein blieb er wieder zurück.
Er fand Luciens Treue außergewöhnlich, aber auch dieser Mann musste einfach wissen, dass es gefährlich für ihn sein konnte, wenn er blieb. Nicht nur allein gefährlich, es konnte auch tödlich enden, wenn er versuchte, sich den anderen Kräften entgegenzustemmen.
Sie waren denen der Templer überlegen. Sie waren wahnsinnig stark, und selbst der Abbé fürchtete sich vor ihnen, auch wenn er es so offen nicht zugegeben hatte. Sehr langsam ging er die Treppe hinab. Er hielt sich am Geländer fest, da die Stufen ziemlich steil waren.
Noch auf der Treppe spürte er plötzlich, dass es Zeit für ihn wurde.
Äußerlich hatte sich nichts verändert, aber die innere Unruhe ließ sich nicht leugnen. Bloch war der festen Überzeugung, dass die schwarze Flut sich immer stärker dem kleinen Ort Alet-les-Bains näherte und sie ihn bald erreicht haben würde.
Er fragte sich, ob sie sichtbar oder unsichtbar war. Beides konnte ihm letztendlich egal sein, die Gefahr blieb. Er öffnete die Tür zu seinem Zimmer und war froh, es betreten zu können. Wieder nahm er auf dem »Stuhl« Platz. Vor ihm stand der Tisch, auf ihm lag der Würfel. Wenn ihm jemand eine genaue »Auskunft« geben konnte, dann war er es.
Bloch legte die Hände um den Gegenstand. Er atmete tief ein. Seine Augen brannten, und die innere Nervosität steigerte sich immer mehr. Sie war wie ein heißer Dampf, der von unten her gegen den Deckel eines Kessels drückte und diesen bald sprengen würde.
War es dann zu spät?
Der Würfel suchte den Kontakt, und der Abbé suchte den Kontakt mit

und zu ihm.

Sehr oft hatte er ihn benutzt und war von ihm nie im Stich gelassen worden. Auch heute vertraute er voll und ganz auf diesen magischen Gegenstand, bei dem sich etwas verändert hatte. Nicht äußerlich, sondern in seinem Innern.

Die magischen Gene waren unruhig geworden. Sie zuckten hin und her, als würden sie immer wieder harte Stromstöße erhalten.

Nichts war mehr wie sonst. Der Würfel zeigte sich aufgeputscht, er übermittelte kaum noch Botschaften an das Hirn des Templers, obwohl er es immer wieder versuchte, doch den Abbé erreichten nur mehr Fragmente, aus denen er sich vorerst keinen Reim machen konnte.

Die Botschaften des Würfels waren überlagert und gestört worden. Die andere Kraft war sehr stark geworden, allein schon deshalb musste sie sich in der Nähe befinden.

Der Abbé blieb sitzen.

Seine Hände hielten den Würfel fest. Den Kopf hatte er gesenkt. Er konzentrierte sich voll und ganz auf diesen magischen Gegenstand, der ihm mehr über die Flut mitteilen sollte.

Sie war da. Sie umkreiste ihn bereits. Sie enthielt schreckliche Informationen, aber nichts von dem durchdrang den dicken Panzer, der sich um den Würfel gelegt hatte.

Schluss…?

Bloch stöhnte auf.

Da waren die ersten Ausläufer der Flut, die ihn erreichten. Die Wände des Hauses boten ihnen keinen Widerstand. Die Wellen drangen gegen ihr Ziel vor, ohne sich von irgendetwas oder irgendjemanden aufhalten zu lassen.

Gleichzeitig waren sie auch wie Schleim- oder Nebelschlieren. Es gab für das Opfer kein Entrinnen, und auch der blinde Abbé spürte, dass sich seine unmittelbare Umgebung verändert hatte. Zumindest was die Luft anging. Sie schmeckte anders, sie war schärfer geworden, als wäre sie von einem starken Gewürz durchweht. Das war nicht normal, das konnte nicht normal sein. Hier floss das Grauen in seiner schlimmsten Form herbei.

Bloch schauderte zusammen, schien zu erstarren. Noch immer brannten die Augen, seine Lippen waren trocken geworden, und weiterhin wurde das Innere seines Kopfes von den gierigen Schlammfingern umklammert, die all das, was ihm bisher lieb und teuer gewesen war, aus seinem Kopf heraussaugen wollte. Sie wollten ihn umdrehen, Bloch sollte zu einer Kreatur der Finsternis werden, was er auf keinen Fall wollte.

Gab ihm der Würfel die Kraft, um das Böse abzuwehren? Er glaubte es nicht, denn auch seine Kraft war gestört.

Es gelang dem Würfel nicht, eine Gegenkraft aufzubieten und das Grauen zu vertreiben.

Bloch hatte sich verrechnet!

Das wurde ihm plötzlich klar, und er verlor für einen Moment seinen Mut. Er konnte auch nicht mehr nachdenken. In seinem Gehirn hatten sich die Schatten festgesetzt und verwandelten sich allmählich in feste Blöcke, die von innen her seinen Schädel kurzerhand sprengen wollten. Er gab sich selbst nicht mehr als Sekunden. Wenn diese verstrichen waren, würde er in den Bann hineinsacken, und das wollte er nicht. Er musste sich zusammenreißen und gegen die mörderische Kraft des Bösen ankämpfen. Es war so schwer, so verflucht schwer. Aber er schaffte es, sich zu erheben.

Für einen Moment verschwand der Druck aus seinem Kopf, als wäre die fremde Kraft von seiner Aktion überrascht worden. Sie hatte wohl nicht damit gerechnet, dass sich ein Mensch so stark wehren konnte, und Bloch nutzte die Chance.

Er lief nicht zur Tür, um das Zimmer zu verlassen. Sein Weg führte ihn auf das Fenster zu. Die ersten Schritte konnte er normal laufen. Nach dem dritten aber spürte er wieder die Woge des Bösen, die gegen ihn anflutete.

Ein Meer des Schreckens, unsichtbar für ihn, aber in seinem Gehirn eine Sinfonie aus grausamen, langen, schwarzen Krallen, die alles Positive aus ihm hervorreißen wollten.

Der Templer kämpfte sich weiter vor. Er schrie, er stöhnte, aber er gab nicht auf.

Er musste die letzte Möglichkeit nutzen, um nicht in die ewige Finsternis zu fallen.

Noch ein Schritt.

Bloch schrie auf. Er stoppte. Er bog seinen Rücken durch, ohne es bewusst zu wollen. Er schüttelte den Kopf. Den Würfel hielt er zwischen den Händen. Ein Krampf schüttelte die Arme durch. Der Würfel zitterte und schwankte ebenfalls. Bloch wusste, dass er ihn um Himmels willen nicht aus den Händen geben durfte, dann war er tatsächlich verloren. Schon jetzt fühlte er sich von den schrecklichen Gedanken aufgewühlt. Sie waren wie eine Maschine, deren Motor sich ununterbrochen drehte. Er kreiste, er bohrte, er wühlte auf, er fetzte, er wollte den Abbé verändern und ihn in seine Welt ziehen.

Weiter…

Er versuchte es.

Töten! Töten! Schlachten…

Worte peitschten durch sein Gehirn, die er nie für möglich gehalten hätte. Es war nicht er, der so dachte. Es war das andere, das ihn auf die Zukunft einstimmen wollte.

Durch Blut waten! Menschen sterben sehen! Sie mit Schwertern

erschlagen…

Er keuchte. Der Mund stand offen. Das Gesicht war zur rechten Seite hin verzerrt. Seine dunkle Brille war zur Seite gerutscht und hatte das linke Auge freigegeben. Eine Höhle, ein Spiegel, ein stumpfer, lebloser Glanz.

Wie ein Monster sah der Abbé aus, und es war die andere Kraft, die ihn so verändert hatte.

Er fiel nach vorn. Noch hielt er den Würfel fest. Bloch hatte Glück, dass er nicht auf die Erde schlug. Unter seinen Händen spürte er das weiche Kissen, das auf der Sitzfläche des Knochen-Sessels lag. Für einen Moment kehrte wieder die alte Kraft in ihn zurück, ausgelöst durch diese Berührung.

Der Sessel war für ihn zu einer Insel geworden. Er war sein letzter Trumpf, was er seinen Freunden allerdings nicht gesagt hatte. Der Abbé setzte all sein Vertrauen und seine Hoffnung in diesen Sessel und konnte nur beten, nicht enttäuscht zu werden.

Er kroch hinein, er drehte sich um, er saß und lachte plötzlich auf, als hätte er schon gewonnen…

***

Sie standen da wie Gespenster, die einzig und allein auf mich gewartet hatten. Sie waren Schemen im Nebel und sahen aus wie Tote, die ihre Gräber verlassen hatten. Was sie wollten, wusste ich nicht.

Der Keim des Bösen steckte in ihnen. Sie konnten mich zerfleischen, aber sich auch gegenseitig umbringen. Alles war in dieser verfluchten Nebelnacht möglich. Hier gab es kein Gesetz mehr, hier war die Ordnung aufgehoben, hier regierte das Chaos.

Ein schlimmer Schrei brandete auf. Keine der Gestalten hatte ihn ausgestoßen. Er war weit entfernt aufgeklungen. Ich glaubte daran, dass er in der Schule ausgestoßen worden war.

Dort lag Carol Hooker. Sie war wahrscheinlich wieder zu sich gekommen und versuchte nun, sich von den Fesseln zu befreien.

Ich dachte auch an ihren Sohn und konnte nur hoffen, dass ihn die Schreie nicht geweckt hatten.

Eine schwere Hand legte sich auf meine rechte Schulter. Ich hörte die kratzende Stimme. »Komm mit!«

Ich schüttelte die Hand an. Der Arm fiel nach unten, die Gestalt ging wieder zurück.

Andere traten vor.

Nun erst sah ich, dass sie sich bewaffnet hatten. Scheren, Messer, sogar Milchflaschen hielten sie in den Händen, und sie zogen den Kreis immer enger.

Wenn ich noch länger wartete, war mir die Chance zur Flucht genommen. Eine Frau schob sich besonders dicht heran. Sie war

verletzt. Eine Wunde klaffte in ihrer linken Wange, die allerdings nicht mehr blutete.

Sie wollte nach mir greifen, und ich schlug ihre Hände zur Seite.

Nur das nicht, nur kein Gefangener des Mobs werden! Ich musste dieser verdammten Klammer so schnell wie möglich entwischen, sonst endete es tödlich.

Die Frau hatte sich mit einem Stielkamm bewaffnet. Als sie den Arm hob, lächelte sie lockend. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, was sie hier tat, deshalb reagierte ich auch nicht.

Dann stieß sie zu.

Ich riss den Kopf zur Seite. Der Stiel hätte mich irgendwo im Gesicht getroffen. Ich gab ihr einen Stoß, dass sie zu Boden fiel, dachte für einen Moment daran, im hinter mir stehenden Haus zu verschwinden, das war jedoch nicht nötig.

Zwischen den Gestalten waren die Lücken groß genug, um sie durchbrechen zu können.

Ich nahm mir die rechte Seite vor.

Zwei Männer wollten mich aufhalten. Eine Flasche zielte gegen meinen Kopf. Ich wich ihr aus, sie traf nur meine Schulter, und in der Bewegung noch rammte ich den zweiten Kerl um.

Ein Fluch erklang.

»Wir holen ihn!«

Damit war natürlich ich gemeint, aber ich hatte bereits Fersengeld gegeben und rannte die Straße hinab. Sie verfolgten mich, feuerten sich dabei auch gegenseitig an, aber ich war schneller als sie. Als ich zurück schaute, sah sie kaum noch im Nebel, höchstens als tanzende Schatten.

Ich lief weiter.

Der Nebel kam mir vor wie ein endloses graues Ungeheuer. Je schneller oder weiter ich lief, umso tiefer drang ich in ihn ein. Er umfasste mich mit seinen kalten Fingern. Er umgarnte mich, er stieß ein böses Knurren aus…

Nein, das war nicht der Nebel!

Als mir dieses klar geworden war, da sprang mich der Schatten bereits von der rechten Seite an. Es war ein Hund, wahrscheinlich ein friedlicher, normalerweise, aber durch die schwarze Flut hatte er sich in eine kleine Bestie verwandelt.

Der Hund gehörte zur Rasse der Setter, war ziemlich groß und versuchte, nach meiner Hüfte zu schnappen. Vor einem Hundegebiss hatte ich schon Respekt.

Ich hätte nicht mehr weggekonnt, er war einfach zu überraschend gekommen, doch er verfehlte mich trotzdem, weil er an einer Leine gehalten wurde, und die war glücklicherweise zu kurz.

Ich taumelte zur Seite, übersah den Bordstein und geriet ins

Taumeln.
Der Hund bellte scharf!
Sein »Herrchen« kicherte. Ich konnte ihn nicht genau erkennen, sah aber, dass er dem Tier die Leine freigab.
Der Setter hetzte auf mich zu.
Ich schoss nicht. Es war nicht das erste Mal, dass mich ein Hund angriff. Zudem trug ich eine dicke Jacke und nutzte den Vorteil aus.
Als er sich abstieß, flog ich ihm entgegen. Ich erwischte ihn dort, wo ich es haben wollte.
Mein rechter Ellbogen krachte auf die empfindliche Nase des Setters, der plötzlich aufheulte, zurückflog, sich zu Boden drückte, um seine Achse wälzte und dabei mit den Pfoten schlug, als wollte er den Boden aufreißen.
Bevor mich sein »Herrchen« angreifen konnte, lief ich weiter. Es war beileibe keine Feigheit, durch meine Waffen war ich den Verfolgern sogar überlegen, doch ich wollte keinen Kampf haben. Und erst recht sollte es keine Toten geben. Es musste in diesem verdammten Ort und bei dem dicken Nebel doch einen Flecken geben, wo ich mich verstecken konnte.
Der Dunst verzerrte alles. Die Straße kam mir unendlich lang vor.
Sie schien überhaupt kein Ende zu nehmen. Ich verglich sie schon mit dem Laufband in einem Fitnesscenter. Ich hatte Glück, dass mir keine Menschen entgegenkamen.
Bis dann die Steine flogen.
Sie waren Schatten, die von zwei Seiten auf mich zuhuschten.
Nicht zu hören, und die ersten trafen auch nicht, sie prallten links und rechts von mir zu Boden. Aber es waren leider zu viele, und die Menschen warfen sich ein.
Sie übten.
Ich duckte mich.
Ein Stein tickte gegen meinen Rücken. Er war schwer und raubte mir sekundenlang den Atem. Ich geriet aus dem Tritt, taumelte nach links, wo plötzlich der Schatten war, ein sehr kleiner Schatten zwar, aber trotzdem gefährlich, wie ich anhand der Bewegung erkennen konnte.
Der Stein flog aus nächster Nähe auf mich zu.
Ich zog noch den Kopf ein, jedoch nicht tief genug. Es war kein Volltreffer, doch ein schmerzhafter Treffer. Ich konnte mich noch auf den Beinen halten, war aber aus dem Lauf-Rhythmus gekommen.
Jemand stand plötzlich rechts neben mir. Und der hatte einen Knüppel. Ich hörte die Frau noch lachen, dann explodierte etwas an meiner rechten Kopfseite.
Sterne funkelten auf.
Panik durchschoss mich.
Wenn ich jetzt fiel, war ich verloren, dann würden sie mich

zerreißen.

Ich hielt mich auf den Beinen. Es gelang mir sogar, die Frau zur Seite zu stoßen, doch wie ich weiterging, das sah schon mehr als lächerlich aus. Ich schaffte auch nicht mehr als drei Schritte, dann brach ich zusammen und fiel hin. Ich rollte mich sogar noch auf den Rücken und hörte in meiner unmittelbaren Umgebung ein Geheul, als hätte die Hölle ihre bösen Geister entlassen…

***

Bloch saß auf dem Sessel!

Und er hielt nach wie vor den Würfel des Heils umklammert, seine allerletzte Hoffnung. Die Augen waren weit geöffnet, obwohl er nichts sehen konnte. Er reagierte eben noch, so wie ein Nichtblinder.

An den Augenwinkeln spürte er dank dieser Anstrengung einen Schmerz.

Die letzte Chance!

Bloch rührte sich nicht. Er atmete keuchend. Er versuchte wieder, sich auf den Würfel zu konzentrieren und merkte doch, dass es nicht klappte, denn die böse Flut, die sich in sein Gehirn hineingebohrt hatte, war doch stärker.

Sie durchwalzte es. Sie war nicht mehr zu stoppen, sie wollte ihn einfangen.

Nein!, dachte er. Nein! Nur das nicht. Bitte…

Reagierte der Würfel? Stemmte er sich gegen die böse Flut an?

War er doch stärker?

Der Abbé hatte plötzlich den Eindruck, dass sich etwas veränderte. Er merkte, wie sich die bösen Krallen und schlechten Gedanken aus seinem Kopf zurückzogen. Er glaubte auch, wütende Schreie zu hören, das Böse wurde abgewehrt. Der Würfel in seiner Hand strömte eine Wärme aus, die er nicht kannte.

Überhaupt war es anders.

Selbst das Böse war nicht mehr da.

Komisch…

Der Abbé war durcheinander. Und das wäre ein nicht eingeweihter Beobachter auch gewesen, hätte er sich in dem Zimmer aufgehalten, denn der Knochen-Sessel, auf dem Bloch seinen Platz gefunden hatte, war plötzlich leer.

Der Templer-Führer hatte sich in Luft aufgelöst!

***

Alain war ein sicherer Fahrer, aber das hatte ihn und Suko nicht vor einem Stau bewahrt, der durch einen Unfall verursacht worden war.

Sie steckten mittendrin!

Nichts ging mehr. Nur aussteigen konnten sie und sich die Umgebung ansehen, die durchaus ihren Reiz hatte, vor allen Dingen an diesem

klaren Tag, wo der Blick weit schweifen konnte und sie die schon schneebedeckten Pyrenäen im Süden sahen.

Über dem Land lag ein blasser, seidenblauer Himmel. Ein kalter Wind fegte in die Gesichter der Fahrer und Fahrerinnen, die ihre Autos verlassen hatten und auszumachen versuchten, wie lang der Stau ungefähr wohl war.

Da war nichts zu machen, sie mussten warten.

Suko hob resignierend die Schultern. Er war nicht der Einzige, der so reagierte, auch andere Autofahrer fanden sich mehr oder minder mit ihrem Schicksal ab. Vor ihnen stand ein Lastwagen. Dessen Fahrer war ausgestiegen, ein junger Farbiger, der einige Partner suchte, um mit ihnen Karten zu spielen.

Suko und Alain lehnten ab. Der Mann ging weiter, und der junge Templer raufte sich die Haare. »Dieser Stau kann für unsere Sache fatale Folgen haben.«

»Du meinst, wir kommen zu spät.«

Beide Männer duzten sich mittlerweile, und Alain nickte. »Ja, das denke ich.«

»Der Stau wird sich doch bis zum Abend aufgelöst haben.«

Alain nickte. »Stimmt. Aber was macht dich so sicher, dass die Gefahr erst in der Dunkelheit wirksam wird? Kannst du mir das sagen, Suko?«

»Im Moment nicht.«

»Du wirst es auch später nicht können, glaube mir. Ich gehe davon aus, dass das Böse überall ist und sich an keine Zeiten zu halten braucht. Es wird sich hineindrängen in die Helligkeit des Tages, und es wird ihm gelingen, das Sonnenlicht zu verfinstern. Ich bin davon überzeugt, denn wir werden uns mit den Urkräften auseinander zu setzen haben.«

»Meinst du?«

»Ja, das werden wir.«

Alain hatte sehr ernst gesprochen, und Suko wagte keinen Widerspruch. Dafür wusste er auch zu wenig über den Fall. Er war praktisch in ihn hineingeschlittert. Da wusste sein Freund John Sinclair schon mehr. Der aber war weit weg und würde ihm nicht helfen können. Suko musste sich schon allein durchbeißen.

Der Wagen war nicht mit einem Telefon bestückt. Dann hätte man anrufen können, so aber mussten sie warten.

Suko nahm sich vor, später jemand anzusprechen, der ein Autotelefon besaß. Vielleicht ließ der ihn telefonieren.

»Dabei sind es nur noch drei Kilometer bis zur Abfahrt«, flüsterte Alain und schüttelte den Kopf. »Das Schicksal ist gegen uns, mon ami. Es hat sich auf die Seite der Hölle gestellt, und da werden wir nichts gegen tun können.«

»Mal abwarten.«

Unter dem Blau des Himmels erschienen zwei Hubschrauber. Ihre Positionsleuchten blinkten. Die Fahrer schauten ihnen nach, sie wollten auch sehen, wo die Maschinen landeten, um den Stauanfang ausmachen zu können. Da beide Maschinen ziemlich niedrig flogen, konnte der Ort nicht weit entfernt sein.

Schon bald sackten sie noch tiefer.

Alain nickte. Er hatte den rechten Arm ausgestreckt. »Wie ich es vermutet habe, Suko, der Unfall ist an ›unserer‹ Abfahrt passiert.«

Die Hubschrauber waren verschwunden. Suko hoffte, dass es von nun an nicht mehr lange dauern würde, bis sich die Schlange der Fahrzeuge wieder in Bewegung setzte.

Noch tat sich nichts.

Auch nach dreißig Minuten – die beiden Maschinen waren längst wieder gestartet – standen sie noch immer am selben Fleck. Viele froren, hatte kalte Füße bekommen. Einige schimpften, Termine platzten, und auch Suko spürte, dass ihnen die Zeit davonlief.

Alains Gesicht war zu einer Maske geworden. Er hatte sich wieder in den Wagen gesetzt und starrte reglos nach vorn. Die Wagen und die Menschen schien er nicht wahrzunehmen. Suko kam dieser Mann vor wie jemand, der sich selbst in Trance versetzt hatte.

Der Inspektor stieg ebenfalls ein und musste Alain Ducasse zweimal ansprechen, bevor dieser überhaupt eine Reaktion zeigte. Er drehte den Kopf zur Seite.

»Was hast du, Alain?«

Mit einer müden Handbewegung wischte er über Augen und Stirn. »Kann es dir nicht genau sagen…«

»Ein Gefühl?«

»Nein«, flüsterte der Templer, »mehr eine Vision.«

Suko schwieg.

Alain fragte nach einer Weile, wobei er jedes Wort betonte. »Willst du sie nicht hören?«

Suko hob die Schultern. »Du wirst sie mir schon erzählen, falls du es für richtig hältst.«

»Das stimmt. Sie war schlimm.«

»Passiert dir so etwas öfter?«

Alain schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er seufzend, »eigentlich nicht. Es ist heute das erste Mal, das mir so etwas widerfuhr. Ich sehe es als ein Zeichen an.«

»Wofür?«

»Dass wir verloren haben, Suko. Wir werden nicht mehr rechtzeitig genug gekommen.«

»Dann gehst du davon aus, dass die andere Kraft stärker gewesen ist, nehme ich an.«

»Ja.«

»Und was könnte passiert sein? Hat dir deine Vision auch diese Lösung gezeigt?«

»Nein, nicht direkt, aber ich spürte den Schatten oder die Schatten. Der Tod hat sie ausgesendet. Die Menschen konnten sich nicht wehren, die Schatten umschwebten sie.«

»Du meinst deine Freunde?«

Alain Ducasse nickte sehr ernst. »Leider muss ich dir zustimmen. Sie waren nicht mehr stark genug.«

Suko wollte es nicht wahrhaben. »Auch der Abbé nicht?«, hakte er nach.

»Ich denke schon«, murmelte Alain.

»Sicher bist du dir nicht?«

»Nein, Suko. Nur bewegen sich meine Gedanken in eine negative Richtung. Geh einfach davon aus, dass sich der Abbé nicht stark genug gefühlt hat.«

»Warum sollte ich das?«

»Hätte er dich sonst um Hilfe gebeten. Er hatte gespürt, dass Furchtbares und Unerklärliches auf uns zukommt. Er hat gehandelt. Ihm ist nichts anderes mehr eingefallen. Es war auch nicht möglich, weil er sich nicht gegen die Gewalten stemmen konnte. Er, nein, wir alle zusammen waren einfach zu schwach. Wir haben es nicht mehr packen können. Es war aus, vorbei.«

»Das Unerklärliche tötet…« Suko ließ den Satz halb ausklingen, weil er hören wollte, was sein Templer-Freund dazu zu sagen hatte.

»Möglich.«

»Doch tot ist nicht gleich tot«, bemerkte Suko. Er erreichte damit, dass Alain Ducasse unruhig auf seinem Sitz umherrutschte.

»Wie kann ich das verstehen?«

»Wenn das Böse kommt, was immer es auch sein mag, dann wird es versuchen, die Menschen zu verändern, und zwar so stark, dass sie zwar noch wie Menschen aussehen, aber keine mehr sind, weil sie anders handeln. Sie ähneln immer mehr anderen Geschöpfen, denn ihnen wurde all das genommen, was ein Leben so reich und lebenswert macht.«

»Werden sie zu Tieren?«

Suko lachte, obwohl es fehl am Platze war. »Bestimmt nicht zu Tieren, denn sie unterliegen eigenen Gesetzen. Sie töten nicht aus Spaß, sondern nur wenn sie Hunger haben. Ist ein Löwe satt, kann das Zebra direkt an ihm vorbeilaufen, er wird es nicht angreifen. Werden Menschen aber auf schreckliche Art und Weise verändert, dann halten sie sich nicht mal an diese Regeln. Sie killen, sie folgen einem Trieb, der einfach grausam und dämonisch ist. Damit haben Tiere dann nichts mehr zu tun. Es gibt wohl kaum eine Erklärung.«

»Doch, Suko, eben das Böse.«
»So gesehen, stimme ich dir zu.«
Alain Ducasse schaute auf seine Uhr. Er legte die Stirn in Falten und rechnete nach. »Wir stehen jetzt fast zwei Stunden im Stau. Die Hubschrauber sind weg. Wann endlich geht es weiter? Mir kommt schon der Verdacht, dass man uns bewusst aufhalten wollte, damit die anderen Kräfte in Alet-les-Bains freie Bahn haben.«
»Jetzt übertreibst du.«
Alain blickte Suko sorgenvoll an. »Inzwischen glaube ich daran, dass einfach alles möglich ist.« Er nickte sich selbst zu. »Ich bin gern bei meinen Freunden. Vor allen Dingen in der letzten Zeit. Wir haben uns angestrengt, wir haben ausgebaut. Spenden sind reichlich geflossen, wir können uns nicht beklagen, und wir wollten auch darangehen, eine weltumspannende Liga aufzubauen. Das aber ist uns nicht gelungen. Es wird uns auch nicht mehr gelingen, denke ich.«
»Abwarten.«
»Nein, Suko.«
Das Gesicht des Inspektors hellte sich auf. Nicht wegen der Antwort, sondern weil er sah, dass sich die Schlange weit vor ihm in Bewegung setzte. Da glühten die ersten Heckleuchten auf. Aus den Auspuffrohren drangen die Giftwolken, die so schädlich für die Umwelt waren.
Trotzdem erklangen Jubelschreie, denn auch die anderen Fahrer hatten bemerkt, dass es weiterging.
»Nun, Alain?«
»Was meinst du?«
»Werden wir noch rechtzeitig ankommen?«
Ducasse wühlte sein Haar auf. »Frag mich nicht so etwas, ich weiß es nicht.« Seine dunklen Augen waren starr auf den Vordermann gerichtet. »Ich wage es nicht mal mehr zu hoffen. Ich stecke in einer Klemme, und manchmal komme ich mir schon wie ein Verräter vor.«
»Warum das denn?«
»Weil ich nicht bei den anderen bin. Komisch, aber ich habe schon an einen ehrenvollen Tod gedacht.«
»Gleich lache ich dich aus. Das ist doch Unsinn, zum Henker! Du hast einen Auftrag bekommen, und den hast du auch erfüllt. Nicht mehr und nicht weniger.«
»So kann man es auch sehen.«
Suko schaute aus dem Fenster. In der Nähe waren jetzt alle Fahrer in ihre Autos zurückgekehrt. Ungeduldig warteten sie. Einige spielten nervös mit den Zündschlüsseln. Suko hoffte, dass sie sich diszipliniert verhielten und es letztendlich nicht noch zu Auffahrunfällen kam.
Erst als der Fahrer des Lastwagens den Zündschlüssel drehte und den Motor anstellte, startete auch Alain. Er war froh, wie er selbst zugab. »Gleichzeitig habe ich auch Angst«, flüsterte er mit rauer Stimme und

rieb seine feuchten Hände gegeneinander.
»Soll ich fahren?«
»Nein, das klappt schon.«
»Bon.«
Sehr langsam löste sich die Blechschlange auf. Die Abfahrt war tatsächlich nicht weit entfernt. Die ersten Hinweistafeln tauchten auf, und schon bald konnten sie die Unfallstelle sehen. Auf der linken Seite war der Crash passiert. Vier Wagen sahen schlimm aus. Der Verkehr wurde auf der rechten Spur vorbeigeleitet, und zum Glück war die Abfahrt nicht blockiert worden.
Sie rollten hinein.
Alain atmete auf, und Suko fragte ihn, ob es ihm jetzt besser ginge.
»Nein, überhaupt nicht. Je mehr wir uns Alet-les-Bains nähern, umso stärker spüre ich den Druck.«
»Aber du kannst nichts Konkretes sagen, denke ich?«
»Nein. Ich weiß nur, dass wir… dass wir zu spät gekommen sind. Das Böse ist bereits da …«

***

Ob es stimmte oder nicht, konnte Suko nicht sagen. Zu sehen oder zu spüren war jedenfalls nichts, als sie sich dem Ort der Templer näherten. Er lag in einer weiten Talmulde, sie konnten von oben in ihn hineinschauen, und der Betrieb in den Straßen, Gassen und zwischen den Häusern lief völlig normal ab.
Suko schaute auch in eine andere Richtung, wo sich ein düsteres Gebilde wie ein gewaltiger Schatten erhob. Der lange, steinige Hang davor sah aus wie ein flach liegender Vorhang, der erst da endete, wo sich die Felsen beinahe senkrecht in die Höhe schoben.
Suko wusste, dass dort die Kathedrale der Angst lag. Das Grab des silbernen Skeletts, des Hectors de Valois, der in seinem Freund John Sinclair wiedergeboren war.
Natürlich dachte Suko an John. Es drängte ihn, mit London Verbindung aufzunehmen, um zu erfahren, was es gegeben hatte. Im Hotel hatte er nicht mehr daran gedacht, was auch selten vorkam. Er hatte sich dann vorgenommen, von den Templern aus anzurufen, doch wie es aussah, würde es Schwierigkeiten geben, denn auch er spürte jetzt, dass etwas nicht in Ordnung war, obwohl der Ort nach außen hin einen völlig normalen Eindruck abgab.
Es war nur ein Gefühl, eine tiefe Kraft, ganz innen in ihm, aber dieses Gefühl wollte nicht verschwinden. Es verstärkte sich sogar noch, je näher sie dem eigentlichen Zentrum der Templer kamen.
Ihr Haus war nicht sehr hoch, dafür breit, und es lag nicht direkt in der Mitte der Ortschaft, sondern ein wenig am Rande.
Zwei Straßen führten auf den freien Platz vor dem Haus zu. Sie

nahmen die breitere der beiden. Mauern säumten sie. Häuser bildeten Fronten, die ineinander übergingen. Hin und wieder tat sich eine schmale Lücke auf. Es leuchteten keine Blumen mehr wie im Sommer. Der Rasen war braun geworden, und an den Gittern klammerten sich die sonst grünen Pflanzen wie faulige Schlangen fest.

»Es sieht nicht gut aus, fürchte ich.«

Suko schwieg. Er schaute nach vorn. Das Ende der Straße war bereits zu sehen. Um auf den Parkplatz zu fahren, musste Alain Ducasse das Lenkrad nach links einschlagen.

Kopfsteinpflaster schlug gegen die Reifen. Ducasse tippte auf das Bremspedal, dann ließ er den Clio ausrollen, zog den Zündschlüssel ab, stieg aber noch nicht aus. »Sie hätten uns sehen und uns auch begrüßen müssen«, sagte er. »Aber sie sind nicht gekommen.«

»Was bedeutet das?«

Alain hob die Schultern. »Der Einfluss des Bösen ist so gewaltig, dass sich keiner widersetzen konnte.«

»An eine andere Möglichkeit denkst du nicht?«

»Sag mir, welche es…«

»Sie hätten schlauer sein können und sind sicherheitshalber geflohen, bevor das Böse sie erreichte.«

Alain lächelte. »Du hast eine herrliche Wunschvorstellung, Suko. Aber ich möchte, dass du mir einen Gefallen tust.«

»Welchen denn?«

Alain schaute den Inspektor beinahe bittend an. »Lass mich zuerst in das Haus gehen und nachschauen. Ich meine, du brauchst nicht zuzustimmen, aber ich bin hier mit allem so verbunden. Ist das okay? Stimmst du mir zu?«

»Wenn es dich glücklich macht, ist es okay.« Suko schaute auf die Uhr. »Wie lange brauchst du?«

»Zehn Minuten?«

Damit war der Inspektor nicht einverstanden. »Wenn wir fünf sagen, ist es paletti.«

Ducasse atmete leicht durch die Nase. »Ja, das reicht auch, um mir einen ersten Eindruck zu verschaffen.«

»Es gefällt mir trotzdem nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil sich das Böse dort konzentrieren kann. Was machst du, wenn es noch dort ist?«

»Das ist kein Problem. Ich werde es spüren. Du wirst mich schreien hören. Ich werde so schnell wie möglich das Haus wieder verlassen. Dann wirst auch du es nicht betreten können.«

Sukos Bedenken waren nicht ausgeräumt. In seinem Gehirn entstanden die Horror-Bilder aufs Grausamste getöteter Templer. Er sah die Menschen in ihrem Blut liegen und sich selbst über die Leichen

hinwegsteigen, und aus der Ferne hörte er ein grollendes und höllisches Gelächter.

Ein kalter Luftzug erwischte ihn, als Ducasse die Tür öffnete. Er stieg aus und ging davon. Nicht einmal schaute er sich noch um, was Suko seltsam vorkam.

Fünf Minuten hatte er dem jungen Templer zwar gegeben, nur dachte er nicht daran, diese Zeitspanne auch einzuhalten. Er würde vorher aussteigen und zumindest einen Blick von außen durch die Fenster werfen. Da konnte man schon einiges erkennen.

Am Eingang stoppte Ducasse. Diesmal drehte er sich um. Ein müdes Winken noch, dann zog er die Tür auf und war eine Sekunde später im Haus verschwunden.

Die beiden Männer hatten zwar die Wartezeit von fünf Minuten ausgemacht, doch da wollte Suko nicht mitspielen. Zwei Minuten, und keine Sekunde länger. Dieses Haus erschien ihm nicht geheuer.

Zwar hatte sich an ihm und in seiner Umgebung offiziell nichts verändert, aber Suko gehörte zu den Menschen, die auch auf ihr Gefühl achteten. Und das sagte ihm, aufzupassen, wachsam zu sein. Es war möglich, dass dieses Böse heranhuschte oder schon längst vorhanden war.

Wenn es tatsächlich die Macht über die Templer bekommen hatte, dann musste es wirklich schlimm sein. Ein furchtbares, nicht begreifbares, schwarzmagisches Machtpotential.

Ein Schatten fiel gegen die Seite und damit auch das Fenster des Fahrzeugs. Suko drehte sich. Jemand klopfte gegen die Scheibe, und Suko sah eine Frau, deren Haare von einem Kopftuch verdeckt wurden. Sie klopfte wieder. Suko kurbelte die Scheibe nach unten.

Scharfe Augen musterten ihn. »Suchen Sie die Männer, Monsieur?«

»Ja.«

»Die sind nicht da.«

»Ach ja?«

Die Frau nickte. »Sie haben das Haus verlassen. Den Grund kenne ich natürlich nicht, aber ich habe sie auch nicht wieder zurückkommen sehen. Sie müssen noch weg sein.«

Das war seltsam, und Suko dachte auch nach. Allerdings nicht zu lange. Sehr bald fragte er: »Wann ist das denn gewesen?«

»Noch am Morgen? Oder gegen Mittag?«

»Und Sie haben sich nicht geirrt?«

»Nein, Monsieur.«

Suko schaffte ein Lächeln. »Wo sie hingegangen sind, wissen Sie nicht zufällig?«

»Nein.« Die Frau zog die Nase hoch. »Ich habe sie nur weggehen sehen. Sie verließen den Ort zu Fuß. Weit sind sie bestimmt noch nicht, denn sie fuhren nicht mit dem Auto.«

»Ja, das ist seltsam«, murmelte Suko.

»Wie gesagt, Monsieur, ich habe Ihnen das nur sagen wollen. Ich bekam es selbst durch einen Zufall mit, wenn Sie verstehen. Auf einmal war dann alles anders. So leer. Sie haben mir auch nichts gesagt. Ich komme sonst gut mit den Herren zurecht, ich kaufe hin und wieder für sie ein. Sie müssen sich sehr plötzlich entschlossen haben, von hier zu verschwinden, denke ich.«

»Das meine ich auch. Aber einen Grund kennen Sie nicht?«

Die Frau zupfte an ihrem Kopftuch. »Nein, den haben sie mir nicht genannt. Ich habe auch einige Tage nicht mit ihnen gesprochen, sie haben nichts gebraucht.«

»Wo könnten die Männer denn hingegangen sein?«

Die Frau hob die Schultern.

»Gibt es ein Ziel hier in der Umgebung?« Der Inspektor lächelte.

»Das kommt mir ja beinahe vor, als hätten sie einen Betriebsausflug gemacht. Nun ja, mal sehen, ob sie wiederkommen.« Er zwinkerte der Frau zu. »Was denken Sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das Wetter ist zwar herrlich, aber für einen Ausflug doch etwas kalt, denke ich.«

»Das kann sein.« Sie nickte Suko noch einmal zu und ging quer über den kleinen Platz davon. Einige Male warf sie dem Haus noch besorgte Blicke zu.

Suko war nicht nur nachdenklich geworden, sondern auch irgendwie erfreut. Es kam ihm gut zupass, dass die Templer das Haus verlassen hatten. Was die Frau möglicherweise als einen Spaziergang bezeichnet hatte, konnte durchaus einer Flucht gleichkommen. Er hoffte, dass seine Freunde das herannahende Grauen gespürt und die nötigen Konsequenzen gezogen hatten. Es wäre nahezu ideal gewesen.

Das gesetzte Zeitlimit war natürlich überschritten, und Suko wollte schon aussteigen, als er sah, dass die Frau noch einmal zurückkehrte, als hätte sie vergessen, ihm etwas zu sagen. Er stieg aus und erwartete sie neben dem Wagen stehend.

Sie war etwas außer Atem, fasste sich an die Brust und keuchte:

»Da ist noch etwas, das wichtig für Sie sein könnte. Der Abbé war nicht bei ihnen.«

Suko horchte auf. »Da sind Sie sich sicher?«

Ein heftiges Nicken. »Ja, natürlich. Ich habe sie alle gesehen, nur den Abbé nicht. Vielleicht wollte er als Blinder doch im Haus bleiben. Ist ja verständlich, finde ich.«

»Das ist möglich.« Suko räusperte sich. »Mal eine andere Frage, Madame. Ist Ihnen hier nichts aufgefallen?«

Sie schaute sich um. »Nein, wieso? Wie… wie meinen Sie das?«

»Nun ja, ich frage Sie nur, ob sich hier etwas verändert hat,

möglicherweise.«
Sie blickte Suko verwirrt an.
»Sie haben auch nichts gespürt?«
»Nein, was sollte ich gespürt haben?«
»Eine Veränderung. Etwas, das nicht normal ist.«
Madame trat einen Schritt zurück. Skeptisch blickte sie in Sukos Gesicht. »Was meinen Sie denn damit, Monsieur?«
Er hob die Schultern. »Ich will ehrlich zu Ihnen sein. Genau kann ich es selbst nicht sagen, aber es ist so. Ich habe mich darüber gewundert, dass ich keinen antraf. Das zum einen. Zum zweiten meine ich, da ich ja schon öfter hier war, kann ich es beurteilen, dass sich etwas verändert hat.«
»Nichts.«
»Sie müssen es wissen.« Suko quälte sich ein Lächeln ab. »Sie haben die letzten Stunden wie immer verbracht. Sie fühlten sich auch nicht unwohl oder so ähnlich?«
»Nein, gar nicht.«
»Das ist gut.«
»Sie fragen aber komisch.«
Suko lachte und winkte ab. »Egal, vergessen Sie es, Madame. Es ist nicht wichtig.«
Sie nickte und ging davon. Diesmal kehrte sie nicht wieder, und sie hatte einen sehr nachdenklichen Suko zurückgelassen. Die Templer hatten also das Weite gesucht, das empfand er schon als einen großen Vorteil. Sie mussten die Gefahr gespürt haben, es war das Beste gewesen, was sie hatten tun können.
Warum aber nicht der Abbé?
Suko sah keinen Grund, an den Worten der Frau zu zweifeln. Sie hatte sehr scharf und gut beobachtet, und Suko musste davon ausgehen, dass er den Abbé noch im Haus fand. Wie würde er ihn vorfinden? Hatte er dem Bösen trotzen können? War der Templer-Führer den unheimlichen Kräften erlegen und ebenfalls zu einem Teil dieser schwarzen Flut geworden? Fragen strömten auf ihn ein, auf die er keine Antwort wusste. Im Innern allerdings fürchtete er sich davor, eine zu finden. Er spürte die Kälte auf seinem Rücken, ein Zeichen, dass möglicherweise nicht alles glatt über die Bühne gegangen war.
Ein Mann allein gegen die böse Flut!
Ob das gut ging.
Suko wusste es nicht. Auf der anderen Seite traute er Bloch durchaus zu, dass dieser Mensch nicht in Panik handelte, sondern genau gewusst hatte, was er tat.
Es blieb ihm nichts anderes übrig, als selbst nachzuschauen. Das hätte er sowieso getan.
Ein Blick auf die Uhr ließ ihn- erschrecken. Nicht nur fünf Minuten

waren seit Alains Weggang vergangen, sondern schon zwölf. Und Suko hatte noch nichts von ihm gesehen. Er befand sich noch im Haus, das möglicherweise von der bösen Flut durchdrungen worden war.

Suko fiel die Leere des Platzes vor dem Gebäude erst jetzt so richtig auf. Natürlich konnte es Einbildung sein, musste aber nicht. Viel Betrieb herrschte in dieser Umgebung nie, aber es kamen doch schon öfter Menschen, die den Platz passierten, denn die Templer lebten nicht isoliert, auch wenn sie sich nicht in die Karten schauen ließen. Es kam ihm vor, als würden die Bewohner unbewusst diesen Platz meiden, als hätten sie gespürt, dass sich eine andere, eine gefährliche Kraft in Alet-les-Bains eingeschlichen hatte.

Suko ließ den Wagen stehen und näherte sich dem Eingang. Er betrat das Haus nicht sofort, machte vor der breiten Tür kehrt und schaute durch ein Fenster.

Dahinter sah er nichts. Das heißt, keine Bewegung, er schaute in eine Leere hinein, die auf ihn im ersten Moment erschreckend wirkte. Es war für ihn keine normale Leere. Hier war etwas herausgezogen worden, um einem anderen Platz zu schaffen, aber für ihn war dies bisher die reine Spekulation.

Er hielt auch Ausschau nach seinem Begleiter. Von dem konnte er ebenfalls nichts entdecken. Es war durchaus möglich, dass sich Alain Ducasse in der oberen Etage aufhielt.

Er würde ihn schon finden.

Suko ging wieder zurück und öffnete die Tür. Er ging in das Haus hinein und hatte das Gefühl, die Schwelle zum Tod überschritten zu haben…

***

Natürlich hätte Alain Ducasse den Mann aus London gern mitgenommen, aber er wollte es ihm nicht direkt sagen. Außerdem war das Betreten des Hauses eine gute Chance für ihn, die eigene Angst zu überwinden, denn wohl fühlte er sich auf keinen Fall.

Was konnte seine Freunde veranlasst haben, das Haus zu verlassen?

Oder waren sie noch da? Hielten sie sich versteckt? Schliefen sie etwa?

Die verrücktesten Ideen schossen ihm durch den Kopf, während die Eingangstür hinter ihm zufiel. Sie schrammte ins Schloss, und dieses Geräusch erschreckte ihn.

Ein leerer Flur, ein leeres Haus, eine Stille, die er als unnatürlich und beklemmend bezeichnete. Kein Geräusch erreichte seine Ohren.

Er war nicht mehr weitergegangen, weil er sich über den Geruch informieren wollte.

Es roch tatsächlich seltsam.

War es Bohnerwachs, oder hatte sich in dem Haus ein anderer

Geruch ausgebreitet? Er zwinkerte, hielt sich nicht länger mit seinen eigenen Überlegungen auf und fing damit an, die unteren Räume zu untersuchen.

Sie waren leer.

Selbst im Zimmer des Abbé fand er keinen Menschen. In der offenen Tür war er stehen geblieben, schaute sich um, sah auch den rätselhaften Knochen-Sessel mit dem weichen Kissen auf der Sitzfläche, aber von dem Templer-Anführer entdeckte er nichts.

So hatte er das Haus noch nie erlebt. So still, so bedrückend, als wären die Wände dabei, einen schlechten Atem auszustoßen. Er schlich durch die unteren Räume wie ein Dieb und wusste plötzlich, dass etwas vorhanden war, doch er konnte nicht sagen, was sich hier im Gegensatz zu sonst verändert hatte.

Es war nicht normal…

Im Flur blieb er dicht vor der Treppe stehen. Sie führte nach oben, wo sich weitere Räume befanden. Es war alles normal, er konnte nichts dagegen sagen, dennoch zögerte er, weil er den Eindruck hatte, in eine andere Welt zu schauen.

Lauerte da etwas?

Alain kriegte eine leichte Gänsehaut. Auch sie schien über die Treppe hinweg auf ihn zugeschwebt zu sein und hielt ihn umfangen wie ein seidiger Schatten.

Der junge Templer zögerte nicht mehr. Durch seine Gestalt ging ein Ruck, als er den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte. Ihm war, als hätte er eine unsichtbare Grenze überschritten, hinter der eine völlig andere Welt lag, obwohl alles so harmlos und normal aussah.

Alain Ducasse ging weiter. Seine rechte Hand hatte er auf das Geländer gelegt. Er musste dies tun, weil ihm der Kontakt mit dem Geländer ein gewisses Gefühl der Sicherheit gab. Mit zögernden Schritten bewegte er sich in die Höhe, und doch wollte er das neue Ziel erreichen, weil es Alain vorkam, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt für ihn, als in die oberen Räume zu gelangen. Dort musste jemand sein, der auf ihn gewartet hatte, der wollte, dass er kam. Es war ihm völlig fremd und gleichzeitig so vertraut.

Als er die Hälfte der Stufenreihen hinter sich gelassen hatte, ging er schneller.

Zwei Stufen nahm er auf einmal, der Atem floss keuchend aus seinem Mund. Er spürte in seinem Kopf ein Räderwerk, das von einer Seite zur anderen brummte, auch dafür hatte er keine Erklärung, und Alain legte die letzten beiden Stufen mit einem schweren Seufzer zurück. Im Flur blieb er stehen. Es war ihm zu dunkel. Diese Düsternis ließ kaum etwas erkennen. Die Türen rechts und links zeichneten sich als dunkle Schatten ab, die auf die Wände gemalt zu sein schienen.

Hier war es!

Alain wusste es plötzlich sehr genau. Hier lauerte etwas anderes, er konnte es nur nicht in Worte kleiden. Es war einfach vorhanden, aber es war zu dunkel, was ihm auch nicht gefiel. Er kannte sich natürlich auch in dieser Etage aus, brauchte nur den rechten Arm auszustrecken, um den Schalter zu finden.

Er machte Licht.

Schmucklose Lampen hingen an der Decke. Hier zählte kein Design, sondern nur die Tatsache, dass es Licht gab. Es wurde von den hellen Leuchten abgegeben, es konnte keine Wärme ausstrahlen, und es spiegelte sich in seinem matten Glanz auf dem Flurboden.

Ducasse stand noch immer dicht an der Treppe. Er schaute nach vorn und schüttelte den Kopf, weil er etwas gesehen hatte, das er nicht begriff.

Da war nicht nur das Licht, da war auch etwas anderes. Es bewegte sich über den Boden, es zitterte, es war keine feste Materie. Es klebte an den Wänden, und es hatte sich unter die Flurdecke gedrängt. Ein blassschwarzer Nebel, der sich bewegte, ohne jedoch großartig von der Stelle zu kommen. Er war einfach da, und Alain Ducasse stand auf der Stelle, ohne sich zu rühren. Verzweifelt suchte er nach einer Erklärung, bis er feststellen musste, dass sein Verstand blockiert war. Er sah, aber er begriff nicht. Nur tief in seinem Unterbewusstsein vollzog sich eine Veränderung. Alain fand den Schattennebel nicht mehr als so schlimm. Er nahm ihn hin, er musste ihn akzeptieren.

Dass er einen Schritt tiefer in den Flur ging, bekam er kaum mit.

Den nächsten Schritt tat er auch, den übernächsten ebenfalls, und dabei atmete er tief ein.

Er sah, dass sich die Flut bewegte. Sie zitterte, sie hatte sich zu langen Bahnen vereint, und plötzlich stellte er fest, dass diese nicht mehr ruhig auf ihrem Fleck standen, sondern sich in seine Richtung bewegten. Sie wollten ihn.

Es machte ihm überhaupt nichts aus, er schritt den langen, dunklen Schattenarmen entgegen, die ihn umfingen, ohne, dass er sie an seinem Körper spürte. Für einen Moment stutzte er, weil er sie mit dem normalen Nebel verglich, doch dieses feuchte Gefühl, wenn die Schwaden über die Haut strichen, traf hier nicht zu.

Er spürte sie nicht.

Keine Kälte, nichts war klamm, und trotzdem drangen sie in ihn ein, als gäbe es überhaupt kein Hindernis für sie. Dieser schwarzgraue, rauchige Nebel nahm den Templer in seinen Besitz. Alain ging nicht mehr weiter. Er hatte gestoppt und die Arme nach rechts und links gestreckt. Er wollte ganz für den Nebel da sein, der dafür sorgte, dass seine Psyche ein Teil von ihm wurde.

Der Nebel nahm von Alain Besitz!

Da waren die langen, kalten Finger, die in seinen Kopf glitten und

das Gehirn ausfüllten. Sie waren einfach da, sie räumten auf, sie lösten ab, und sie töteten alles Menschliche in ihm ab. Sie raubten ihm seine menschlichen positiven Eigenschaften, er wurde zu einem Sklaven des Bösen. Liebe, Treue, Kameradschaft, Vertrauen, Moral und Ethik, das alles gab es für ihn nicht mehr, es war abgelöst worden von einer irrsinnigen Kälte, die aber nichts mit der winterlichen zu tun hatte.

Es war die Kälte des Bösen, der Gefühllosigkeit. Es gab in ihm keine menschlichen Eigenschaften mehr, man hatte alles aus ihm herausgepresst, auf das ein Mensch stolz sein konnte. In seinem Hirn lauerte das Böse, das Schlechte, das Grausame, die bösen Vorstellungen und Träume einer anderen Welt.

Auch äußerlich veränderte er sich. Nicht von der Gestalt her, das fing in seinem Gesicht an, besonders in den Augen, wo der Blick ein anderer geworden war.

Düster, verachtend und unwahrscheinlich kalt. Es gab keine Freunde mehr, nur noch die Sucht, etwas Schlimmes zu tun. Der Drang nach dem Bösen war für Alain zu einem Trauma geworden, und als er ausatmete, da drang gleichzeitig mit dem Luftstrom ein böses Knurren aus seinem Mund, das dem eines Tieres ähnlich war.

Wie breite und lange Schlieren umgab ihn die böse Flut, die hier im Haus eine Heimat gefunden hatte. Alain ging weiter, er wehrte sich nicht einmal dagegen, er war zu einem Opfer geworden. Auch wunderte er sich nicht darüber, dass sein Gehirn noch funktionierte, nur dachte er nicht mehr so wie sonst. Sein Denken und Fühlen war in eine andere Richtung gedrückt worden, er wollte nur noch den Herren dienen, die von ihm Besitz ergriffen hatten.

Mit diesem Gefühl öffnete er eine Tür. Er stand in einem Raum, den er gut kannte. Er teilte ihn sich mit einem Freund. Sein Blick glitt über die schlichte Einrichtung hinweg, die beiden Betten, die schmalen Schränke, der Tisch, die zwei Stühle, das Fenster, alles war für ihn so bekannt, nur wollte er es in seinem Zustand vergessen.

Für ihn gab es jetzt andere Dinge.

Er ging auf seinen Schrank zu. Niemand schloss die Türen ab, man hatte Vertrauen zueinander. Alain öffnete die Tür, was ein leises Quietschgeräusch verursachte, und sein Blick glitt rasch über die eingebauten Regale hinweg.

Um die Kleidung kümmerte er sich nicht. Auch nicht um den Mantel mit dem Templer-Kreuz. Er hätte ihn am liebsten zerrissen.

Wichtig waren andere Dinge.

Ziemlich weit oben befand sich ein schmales Fach mit einer Klappe davor. Dahinter bewahrte Alain die persönlichen Dinge auf, die jeder Mensch brauchte.

Unter anderem auch das Rasierzeug. Er rasierte sich nass, und dazu nahm er stets ein altertümliches Messer. Es kam gerade in der neuen

Zeit wieder in Mode, aber daran dachte der junge Templer nicht, als sich die Finger seiner rechten Hand um den Griff schlossen. Dabei umzuckte ein böses Lächeln seine Lippen.

Er drehte sich um.

Die Klinge des Rasiermessers war aus dem Griff gezogen worden.

Er schaute sich das Metall an und nickte.

Ja, es war scharf.

Höllisch scharf sogar, und es würde eine menschliche Kehle mit einer Leichtigkeit durchtrennen. Mit diesem für ihn jetzt positiven Bewusstsein drehte er sich vom Schrank weg und ging die wenigen Schritte bis zur Tür, die sich lautlos öffnete.

Noch immer umgaben ihn die leicht durchsichtigen, grauen Nebelschleier. Die schwarze Flut hatte endlich ein Opfer gefunden und konzentrierte sich zu dem innerhalb des Flurs.

Alain Ducasse schob sich aus dem Raum. Den rechten Arm hatte er leicht angewinkelt, die Hand vorgestreckt, und die tödliche Klinge schimmerte im Licht der Lampe.

Wo war der Feind?

Er sah ihn nicht, und seine Lippen pressten sich aufeinander. Die Brauen zogen sich zusammen, mit einer wütenden Bewegung, die von einem Zischen begleitet wurde, schnitt er die Klinge durch die Luft, als wollte er etwas ausprobieren.

Ja, es klappte, er beherrschte sie gut. Er wartete nur darauf, sie einsetzen zu können.

Die Stille des Hauses wurde plötzlich von einem fremden Geräusch unterbrochen.

Nicht in seiner Nähe, auch nicht hier oben im Flur.

Nein, eine Etage tiefer.

Da war jemand gekommen.

Alain Ducasse wusste auch, wer das Haus betreten hatte. Dieser Inspektor, der von nun an sein Feind sein würde und gleichzeitig auch sein erstes Opfer. Langsam und lautlos schritt Alain Ducasse auf die Treppe zu…

***

Suko hatte das Haus der Templer betreten und machte sich gleichzeitig den Vorwurf, es nicht schon früher getan zu haben. Es gefiel ihm überhaupt nicht, dass es so still war, und er hatte den Eindruck, feindliches Terrain betreten zu haben, wobei sich der Gegner noch versteckt hielt.

Etwas stimmte nicht.

Er konnte nicht genau sagen, was es war, aber hier hatte sich das Böse verdichtet, hier wollte es zugreifen, hier lauerte es in einer Form, die Suko nicht kannte.

War es die Stille? Hatte es sich tatsächlich in dieser bedrückenden Stille versteckt?

Er konnte es nicht genau sagen. Und er wusste auch nicht, ob der Begriff Stille richtig war. Ein anderer kam ihm in den Sinn. Die Verlassenheit. Ja, genau die musste es sein. Dieses Haus war verlassen, nicht nur von den Menschen, sondern auch von anderen Dingen, die er nicht genau identifizieren und deshalb auch nicht erklären konnte. Hier hatte das Gute, das Positive die kleine Welt für sich verlassen. Die Freude gab es nicht mehr.

Angst und ein bedrückender Negativismus hatte sich in diesem Haus ausgebreitet. Suko konnte ihn sich nicht erklären, nur war er froh darüber, dass die Templer früh genug die Flucht ergriffen hatten. Auch sie mussten gespürt haben, was sich hier anbahnte, und Suko wollte herausfinden, wo sich das Böse verborgen hielt.

Er dachte an die schwarze Flut, die seine Gedanken überschattete, denn auch er fühlte sich als anderer und kam sich plötzlich vor, als hätte man ihn gefangengenommen. Das Böse war da, es hielt sich nur in den Wänden, den Decken oder den Böden versteckt, sodass Suko es nicht sehen, sondern nur fühlen konnte.

Es wollte ihn…

Bleiben, fliehen? Versuchen, die Templer zu finden und mit ihnen nach einer Lösung zu streben?

Es schossen ihm schon einige Gedanken durch den Kopf. Dann dachte er wieder an einen Mann namens Alain Ducasse. Seinetwegen hatte er das Haus der Templer überhaupt betreten, doch er hatte von ihm nichts gesehen.

Das ließ auf einiges schließen, auch auf schlimme Dinge, doch Suko verhielt sich nach wie vor ruhig. Er wollte nicht nach Alain rufen. Ihn musste er auch so finden.

Niemals zuvor hatte er diese Gefühle im Haus der Templer erlebt.

Das Gute war daraus verschwunden. Hier hatte sich zwischen den Wänden ein schrecklicher Geist breit gemacht, der alles, was ihm gegenüberstand, in seinen Bann zog.

Er hasste die Menschen, er wollte keine Liebe, keine Freunde, er war das Böse.

Suko wunderte sich über seine eigenen Gedanken und auch darüber, dass er sich kaum gegen sie kehrte und sie so hinnahm, wie sie in sein Gedächtnis drangen.

Was war mit ihm?

Etwas berührte ihn, ohne dass er es sehen konnte. Es tastete sich auf seinen Kopf vor, glitt über seine Stirn, war sogar von ihm zu spüren.

Ein unsichtbarer Nebelstreif umflorte ihn wie ein Ring, und der Inspektor fühlte sich immer unwohler. Er hatte längst festgestellt, dass dieses Haus nicht leer war. Hier herrschte eine Kälte, wie sie nur das

Böse hervorbringen konnte.
Er dachte an den Knochen-Sessel.
Ihm fiel auch ein, wo dieses makabre Möbelstück stand. Durch das Eindringen des Bösen sah er auch Gefahr für den Sessel.
Deshalb ging er weiter, weil er sich überzeugen wollte, ob es ihn noch gab.
Sehr gut erinnerte er sich daran, welche Qualen er auf dem Knochen-Sessel sitzend ausgestanden hatte. Eine furchtbare Folter, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Der Sessel stand nur im Arbeitszimmer des Abbé Bloch. Suko glaubte nicht, dass die Templer ihn bei ihrer Flucht mitgenommen hatten, aber er ging sehr behutsam vor, als er die Tür öffnete.
Ein Blick in das Zimmer, ein Blick nach links, und er sah den Sessel direkt neben dem Fenster stehen. Nichts hatte sich an ihm verändert, sogar das Kissen war noch vorhanden. Die kleine Mulde in seiner Mitte zeigte ihm an, dass des Öfteren jemand darauf gesessen hatte, und Suko spürte zum ersten Mal so etwas wie einen positiven Kick, seitdem er das Haus betreten hatte.
Er ging durch den Raum.
Der Abbé hatte das größte Zimmer. Nicht, weil er es unbedingt gewollt hätte, nein, er brauchte eben die Atmosphäre seiner zahlreichen Bücher, die sich in den Regalen stapelten. Zwar konnte er sie nicht mehr lesen, er freute sich nur über ihr Vorhandensein. Sie schienen ihn an frühere Zeiten zu erinnern, und es gab auch Menschen, die dabei waren, die wichtigsten Werke in die Blindenschrift zu übertragen.
Suko ging auf den Sessel zu.
Ein Knochengestell mit einem Totenschädel, der in der Mitte der Rückenlehne den Betrachter anglotzte. Man konnte sich vor seinem Anblick fürchten, doch Suko dachte anders darüber. Dieser Sessel war ungemein wichtig für die Menschen, die ihn beherrschten. Er war der Weg in eine andere Welt, auf die Insel der Äpfel, die den Namen Avalon trug.
Vor dem Sessel blieb er stehen und strich mit seiner Handfläche über das Gebein. Er bedauerte es, dass der Knochen-Thron nicht sprechen konnte, und er fragte sich auch, ob dieser Sessel etwas von der bösen Atmosphäre gespürt hatte, die im Haus der Templer existierte. Wenn ja – hatte sie ihn dann verändert?
Es war Suko unmöglich, dies herauszufinden, und so drehte er sich wieder um, weil er den Raum verlassen wollte. Schließlich hielt sich Alain Ducasse noch im Haus auf.
Suko hatte die Tür nicht wieder geschlossen. Sie stand noch einen Spalt offen. Die Düsternis des Flurs drang hindurch und zeichnete einen grauen Schatten auf den helleren Fußboden des Arbeitszimmers.

Nicht nur einen Schatten.
Über ihm schwebte etwas.
Ein hauchdünner, zitternder, rauchiger Streifen. Grauer Nebel, scharf konturiert und gleichzeitig durchsichtig. Suko wusste, was das bedeutete, er wollte trotzdem noch mehr herausfinden. Die Tür konnte er nicht mehr aufziehen, sie wurde bereits aufgestoßen.
Es war Alain Ducasse, der den Raum betrat. Suko hatte sich noch abdrehen können, sonst wäre er von der Tür getroffen worden. Aus der geduckten Haltung kam er wieder hoch und starrte Alain an, der direkt vor ihm stand, umnebelt von den düsteren Schwaden.
Der Inspektor sah auch noch mehr.
Das Messer!
Und Alain griff an…

***

Mitten auf der nebligen Straße lag ich auf dem Rücken und fühlte mich hilflos wie ein großer Käfer, den jemand einfach nur hingeschleudert hatte. Ich hörte das Geheul der Menschen gedämpft durch die Nebelschwaden klingen, als wäre eine Meute Wölfe dabei, sich auf das Opfer zu stürzen.
An meiner rechten Kopfseite pochte es. Dort hatte mich der Schlag mit dem Knüppel erwischt. Ich war nicht bewusstlos geworden, nur hatte der verdammte Treffer meinen Gleichgewichtssinn durcheinander gebracht, und deshalb war es mir nicht mehr möglich gewesen, mich auf den Beinen zu halten.
Mir fiel der Vergleich mit einem Boxer ein, der von seinem Gegner k.o. geschlagen worden war. So und nicht anders erging es auch mir, und man hätte mich schon längst ausgezählt, aber ich biss die Zähne zusammen und kämpfte immer wieder gegen die aufsteigenden Wellen an, die mich einfach wegtragen wollten wie eine stürmische Brandung.
Ich schwebte zwischen Bewusstlosikeit und Erwachen.
Nein, ich lag noch auf der feuchtkalten Erde, und das Geheul brandete in meinen Ohren. Der Sinn für Zeit war mir verloren gegangen, ich wusste nicht mal, ob Sekunden oder Minuten vergangen waren. Jedenfalls konnte ich hier nicht liegen bleiben. Wenn sie mich erwischten, dann würden sie mich niederknüppeln und totschlagen.
Gnade oder Pardon kannten diese Veränderten nicht. Die schwarze Flut hatte sie zu unberechenbaren Bestien gemacht. Das Trampeln ihrer Tritte drohte mir wie Donner in den Ohren, als wollte dieser meinen Kopf sprengen.
Ich hatte Mühe, mich überhaupt zu bewegen, und rollte mich keuchend und mühsam zur Seite. Zum Glück gelang mir dies, es hielt mich auch niemand auf, und so versuchte ich, in die nächste Stufe

einzusteigen. Ich wollte mich hinsetzen, um dann aus dieser Lage heraus auf die Beine zu kommen.

Es war nicht einfach. Die Erde drehte sich nicht nur, sie warf auch Wellen, die über mir zusammenschlugen und mich immer wieder zurückwerfen wollten.

Ich biss die Zähne zusammen, der Kopf schwoll bei jeder Bewegung an, und ich hatte den Eindruck zu fliegen, hinein in die Unendlichkeit des Himmels, des Nebels, der mich aufnahm und mich nie mehr loslassen wollte.

Ich verfluchte mich selbst, meine eigene Leistung, meine verkehrte Reaktion, und als ich saß, da brandete das Geheul noch stärker in meinen Ohren.

Sie waren da.

Ich kam nicht mehr weg.

Es hatte keinen Sinn für mich, den Kopf zu drehen. Außerdem hätte ich das nicht mehr geschafft, denn Hände wie Klauen umklammerten meine Schultern, wo sie nicht liegen blieben, sondern mich brutal zurückdrückten. Ich fiel nach hinten, ohne etwas dagegen unternehmen zu können, und ich prallte zudem noch mit dem Kopf auf die harte Fläche, was meinem Schädel gar nicht gut tat. Zahlreiche Sterne blitzten auf, bevor sie von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Ich befürchtete, in die Bewusstlosigkeit zu fallen, denn ich stand wieder einmal dicht davor, aber ich schaffte es trotzdem, mich zusammenzureißen.

Ich sah wieder.

Und diesmal hatten sie mich erreicht und mich auch in einem engen Kreis umringt, aus dem ich nicht mehr hervorkommen konnte.

Sie hatten ihn geschlossen, und es drängten immer mehr Menschen in den Kreis hinein, denn jeder wollte mich sehen.

Die Schatten der lautlos anrollenden Bewusstlosigkeit verschwanden allmählich. Dafür machten sie einer bedrückenden Übelkeit Platz. Ich schluckte und richtete meinen Blick in die Höhe.

Dunkelheit und Nebel waren zusammengetroffen und hatten eine fast undurchsichtige Suppe gebildet. Dass ich trotzdem etwas erkennen konnte, lag an den Taschenlampen, die manche von ihnen mitgebracht hatten. Deren Lichtstrahlen zuckten aufgeregt durch die schwammige Düsternis, ohne sich auf ein richtiges Ziel einzupendeln. Manchmal erwischten sie einen Körper, dann wieder ein Gesicht, und wenn das eintraf, sah ich die Kälte und Gnadenlosigkeit, aber auch die Leere in den Augen der bewaffneten Menschen.

Flaschen, Messer, Gabeln, sie hatten mitgenommen, was ihnen in die Hände gefallen war, und sie alle, die mich so dicht umstanden, starrten mich an.

Das waren keine Gesichter mehr, wenigstens nicht für mich. Sie

glichen bösen Masken, die aufgesetzt worden waren, um die Dämonen herbeizuholen.

Furchtbare Wesen, beinahe wie Zombies, obwohl es keine waren.

Nicht ein Einziger war aus dem Grab gekrochen. Die Bewohner von Trevine hatten dem Hauch des Bösen ihren persönlichen Tribut zollen müssen.

Ich konnte mich nicht wehren. Sie würden mich hier totschlagen, ohne dass sich jemand um mich kümmerte. Hier endete man wie ein Hund, den niemand mehr wollte.

So hatte ich mir mein Ableben nicht vorgestellt. In diesen langen Sekunden schossen mir die seltsamsten und verrücktesten Gedanken durch den Kopf. Ich fragte mich, ob jemand anderer die böse Flut stoppen konnte. Suko oder wer auch immer. Ich würde wahrscheinlich irgendwann einmal wiedergeboren werden, wie es bei mir ja schon des Öfteren passiert war. Oder war ich der Letzte in der Reihe?

Warum schlugen sie nicht?

Verdammt noch mal, weshalb knüppelten sie mich denn nicht einfach nieder?

Wollten sie mich noch mehr quälen, foltern und dabei mein Ende bewusst in die Länge ziehen?

Ich fand auf diese bohrenden Fragen keine Antworten, aber es ging mir auch zu schlecht, denn immer wieder trieben unerklärliche Wellen in mir hoch und zerplatzten in meinem Kopf zu düsteren Schatten, die dann aber rissen, sodass sich mein Blick klärte.

Noch immer huschten die Lichtkegel der Taschenlampe über meinen Körper hinweg. Manchmal, wenn sie eine bestimmte Stelle trafen, dann blitzte es bei mir auf.

Hell und zuckend. Aber es war niemand da, der diese Szene hier fotografiert hätte. Das Blitzen musste aus einem anderen Grund entstanden sein. Niemand stürzte sich auf mich. Ich hörte das Schaben ihrer Füße, ich nahm auch ihre Stimmen war. Eine Frau heulte laut auf. Sie fiel nicht weit von mir entfernt zu Boden.

»Ich kann nicht! Er ist zu stark!«, röhrte sie durch ihre zum Trichter geformten Hände. »Er hat das Kreuz! Ihr müsst es ihm abnehmen…«

So groggy und fertig war ich nun nicht, als dass mich diese Sätze nicht berührt hätten. In diesem Augenblick wurde mir auch klar, was das Blitzen zu bedeuten hatte.

Mein frei auf der Brust liegendes Kreuz hatte den Lampenschein reflektiert und dieses Blitzen wie eine Sternschnuppe in die Höhe geschleudert. Ich begriff gleichzeitig, dass mich das geweihte Silberkreuz durch seine Aura schützte. Es ließ das Böse nicht so nahe an mich heran. Die Menschen hier waren böse, und mir fiel ebenfalls ein, dass ich durch mein Kreuz vor der bösen Flut geschützt war.

Doch dieser Aufschub hier war mehr als trügerisch. Noch standen sie

im Bann der anderen Magie, sie würden sich irgendwann davon lösen, und dann würde ihnen in den Sinn kommen, dass sie ja nicht so nahe an mich heranzutreten brauchten, um mich zu töten.

Sie konnten es auch aus der Entfernung schaffen. Dazu brauchten sie nur irgendwelche harten Gegenstände zielsicher gegen meinen Kopf zu werfen. Allein aus diesem Grunde konnte ich es mir nicht leisten, noch länger tatenlos auf dem Rücken liegen zu bleiben. Ich musste hier weg, und wenn ich davonkroch. Ich war auch jetzt bereit, mich mit der Beretta zu wehren, wenn ich angegriffen wurde, und ich rollte mich langsam auf die Seite, was ganz gut klappte – jedenfalls überfielen mich nicht mehr die Schatten.

Ich stemmte mich in die Höhe.

Zu ruckartig.

Auf halbem Weg sackte ich wieder zusammen und sah dabei die Bewohner weiter von mir entfernt, aber noch immer erfasst von den tanzenden Lichtstrahlen, die manche von ihnen aussehen ließen wie bleiche Grabgespenster.

Sie bewegten sich zwar, aber sie kamen nicht näher. Wahrscheinlich berieten sie, was getan werden musste, denn aus ihren Klauen würden sie mich nicht lassen.

Ich startete einen erneuten Versuch. Die verdammte Schwäche musste einfach überwunden werden, und diesmal schob ich mich langsamer in die Höhe, ähnlich einem Taucher, der aus großer Tiefe wieder an die Oberfläche will.

Geschafft! Endlich.

Die Tatsache, das erste Hindernis überwunden zu haben, gab mir den nötigen Adrenalinstoß, um weiterzumachen. Nur nicht fallen, immer auf den Beinen bleiben. Den Ring durchbrechen, irgendwo einen Platz zum Ausruhen finden, bis die Helfer eingetroffen waren.

Als ich an die dachte, musste ich lachen, obwohl mir nicht danach zumute war. Irgendwie hatte ich sie schon abgeschrieben.

Ich kämpfte mich voran. Die Füße bekam ich kaum hoch, deshalb schleiften sie auch über den Boden, und meine Gestalt schwankte wie die eines Mannes, der zu viel getrunken hatte. Mühsam kam ich voran. In meiner unmittelbaren Nähe bewegten sich die Gestalten.

Sie waren eigentlich überall. Vor, hinter und neben mir. Ich sah nur die Menschen, die vor mir standen und mich anglotzten.

Ich fasste nach meinem Kreuz und hielt es hoch, die Kette noch um den Hals geschlagen. »Kommt her!«, keuchte ich. »Verdammt noch mal, kommt doch her!«

Das genau taten die Menschen nicht. Sie wichen zurück und näherten sich dabei immer mehr dem schmalen Gehsteig. Dessen Rückseite wurde von den Häusern begrenzt, wo die lichterfüllten Fenster wie viereckige Augen aussahen, die sich vergeblich darum bemühten, die

Nebelsuppe zu durchdringen.

Ich nahm mir diese »Augen« als Ziel vor. Die geisterhaften Gestalten wichen tatsächlich zurück. Der Anblick des Kreuzes bereitete ihnen Übelkeit und Schmerzen. Nicht weit entfernt stand ein Mann und übergab sich. Er hielt eine Heckenschere in der rechten Hand, die ich am besten übersah.

Der Kampf gegen meine Umgebung und auch gegen mich selbst ging weiter. Ich hatte noch immer den Eindruck, mehr zu schweben als zu gehen. Ich hörte auch das wütende Geheul der Menschen, die mir Platz schufen, und es glich schon einem Wunder, dass ich nicht über die Kante des Gehsteigs stolperte. Dafür torkelte ich so weit vor, bis mich die Wand eines Hauses stoppte.

Ich stützte mich ab, atmete zischend und war froh, dass ich mich anlehnen konnte, auch wenn ich den Eindruck hatte, gegen eine schwankende Wand gefallen zu sein, die sich vor und zurück bewegte und nur allein durch mein Abstützen nicht zusammenbrach.

Gesichter erschienen vor meinen Augen. Eingetaucht in dichten Nebel. Ich sah eine alte Ruine, darüber ein riesiges Gesicht und wusste nicht, ob ich eine Vision erlebte.

War das das Böse?

Bilder tauchten aus der Versenkung hervor. Ich sah mich wieder durch den Sumpf fahren, dann auf der Insel stehen, wo die Grabsteine der Templer aus dem Boden wuchsen.

Dann sah ich den Nebelwolf. Seine grässliche Gestalt aber tauchte ein in die Schwaden und verschwand.

Etwas erwischte meinen Rücken.

Scharf, spitz und grell rammte es in mein Kreuz. Er schleuderte mich gegen die Wand. Mit dem Kinn schabte ich über das raue Mauerwerk, und mir wurde klar, dass jemand einen Stein in meinen Rücken geworfen hatte. Das konnte der Anfang vom Ende sein, denn jetzt hatten die Menschen ihre Scheu vor meinem Kreuz überwunden. Außerdem sahen sie es nicht mehr, da ich ihnen den Rücken zudrehte.

Ich musste weg.

Der nächste Stein prallte dicht neben meinem Kopf gegen das Mauerwerk. Ein dritter verfehlte mich ebenfalls und zertrümmerte eine Scheibe. Hinter mir lachten die Menschen.

Ich fiel plötzlich nach vorn, weil ich den Halt verloren hatte. Das Mauerwerk hatte sich vor mir geöffnet, aber ich fiel nicht ins Nichts, sondern in die Nische einer Haustür hinein. Sie kam mir vor wie ein hochkant stehendes Grab. Wenn die Tür nicht verschlossen war, hatte ich noch eine Chance.

Bevor mich der nächste Stein erwischte, rammte ich mit dem Ellbogen die Klinke nach unten.

Die Tür schwang nach innen.

Ich stolperte vor.

Gleichzeitig brandete hinter mir ein irrsinniges Geschrei gegen den nicht zu sehenden Nebel. Es war das Triumphgeheul der Bewohner, denn nun steckte ich in einer Falle.

An der Türklinke hatte ich mich festgehalten, als es mich zu Boden trieb. So hatte ich den Aufprall etwas abschwächen können. Ich fiel auf einen dunklen Steinboden. Mit dem Oberkörper lag ich im Flur, die Beine schauten noch über die Schwelle hinweg nach draußen.

Mühsam wälzte ich mich auf die rechte Seite. In der Bewegung zog ich meine Beretta und richtete sie nach vorn, wo sich der Türausschnitt sehr deutlich abzeichnete.

Dahinter sah ich den Nebel wie einen Vorhang, auf oder in dem sich die Gestalten der Menschen bewegten. Sie drängten sich vor der Tür zusammen, sie schrien. Zwei Gestalten bückten sich und umklammerten meine Knöchel, um mich wieder ins Freie zu ziehen.

Sie lachten, sie heulten.

Ich schoss noch nicht.

Und in ihre Schreie hinein dröhnten die anderen Geräusche. Das Hupen, die schrillen Signale, die megafonverstärkten Stimmen, und ich sah auch die Lichter wie riesige, verschwommene Inseln innerhalb der Nebelsuppe erscheinen.

Das war genau der Moment, an dem ich mich verabschiedete…

***

Alain Ducasse zog seinen rechten Arm von unten nach oben. Er war verflucht schnell, somit auch die Klinge in seiner Hand. Sie sollte von unten her durch Sukos Kehle fahren.

Der Inspektor sprang zurück. Noch stärker warf er seinen Kopf nach hinten, damit ihn der funkelnde Blitz des Rasiermessers nicht erwischte. Er hatte Glück. Nur über sein Kinn schrammte die scharfe Klinge und riss dort ein Stück Haut weg, was sich allerdings gut verschmerzen ließ.

Suko hatte seiner Ausweichbewegung so viel Schwung gegeben, dass er bis gegen das Bücherregal prallte und ihm plötzlich eine Idee kam. Er wollte Ducasse nicht töten, was eine Kugel aus der Beretta leicht geschafft hätte. Suko brauchte den Mann noch, er war wichtig, er würde ihm einiges erzählen können, und deshalb suchte er nach einem Gegenstand, um die Attacken abzuwehren.

Wegen ihrer unterschiedlichen Länge bildeten die Buchrücken nicht nur eine geschlossene Reihe. Dicht neben Sukos Kopf schaute ein Buchrücken aus der Formation hervor, und der Inspektor packte mit beiden Händen zu, um es aus dem Verbund zu reißen.

Diese Zeit konnte er sich tatsächlich lassen, denn Alain war etwas irritiert darüber, dass der erste Angriff noch nicht geklappt hatte. Er

verzog das Gesicht zu einer bösartigen Grimasse und entschloss sich erst dann zu einem zweiten.

Da hatte Suko das Buch.

An beiden Enden hielt er es fest. Er streckte es dem Angreifer entgegen, der nicht zuhackte, sondern einen kleinen Bogen zur Seite schlug und auf das Fenster zuschlich.

Was Suko tat, war riskant. Sehr leicht konnte die Klinge auch seine Hände an den Seiten treffen, doch dieses Risiko musste er einfach eingehen. Er versuchte auch, den Templer zu irritieren, indem er seine Hände mit dem Buch immer wieder in seine Richtung stieß, es aber ebenso schnell wieder zurückzog.

Ducasse fletschte die Zähne. Er knurrte dabei, als hätte sich ein tief in ihm hockender Dämon bemerkbar gemacht. Er war wütend, er stand unter einem schrecklichen Einfluss, und Suko erkannte durch einen wie nebenbei geführten Blick, dass sich auch Teile der geisterhaften Flut in den Raum hineingedrängt hatten und nun damit begannen, sich dicht oberhalb des Bodens zu verteilen.

Das war die zweite, die schlimmere Gefahr. Suko wusste, dass er sich nicht auf einen langen Kampf einlassen konnte, denn es war die Frage, ob er dieser Magie überhaupt widerstehen konnte.

Der nächste Schlag.

Wieder von unten nach oben gezogen. Diesmal ging Suko in die Bewegung des anderen hinein. Er rammte dabei das Buch von oben nach unten, und auf halber Strecke trafen sich der Buchrücken und die Klinge. Plötzlich steckte sie fest. Ducasse wollte sie noch aus dem Widerstand hervorreißen, doch seine Handfläche war einfach zu feucht, und der Griff entglitt ihm.

Alain Ducasse war waffenlos!

Suko glaubte nicht, dass er noch eine Pistole oder eine andere Waffe bei sich trug, er sah es dem Mann auch an dessen überraschtem Gesicht an. Jetzt musste Suko angreifen!

Zuerst schleuderte er dem Mann das schwere Buch entgegen. Damit hatte Alain nicht gerechnet. Der Wälzer prallte gegen seine Brust, und die Wucht schleuderte ihn zurück bis gegen die Wand.

Dort fing er sich wieder und heulte wütend auf.

Suko trat zu.

Ducasse hatte nicht mal die Hände zur Abwehr hochbekommen.

So erwischte ihn der Tritt am Hals. Er drehte sich zur Seite, stöhnte dabei auf und versuchte noch, sich an der glatten Wand festzuhalten, was ihm nicht gelang, denn mit den Handflächen rutschte er daran ab.

Alain fiel zu Boden. Er machte einen klapprigen Eindruck, und Suko befürchtete, zu hart getreten zu haben. Als er den Templer liegen sah und in sein Gesicht schaute, stellte er fest, dass Ducasse wohl bewusstlos war. Das wiederum ärgerte ihn. Andererseits musste er es

positiv sehen. So bekam er genügend Zeit, den Mann aus dem Zimmer und auch aus dem Haus zu schleifen, ohne Widerstand zu spüren.

Der Inspektor bückte sich. Er hatte schon die Arme ausgestreckt, um Ducasse zu fassen, als ihn der Schwindel radikal überfiel, er nach hinten kippte und sich nicht mehr halten konnte. Etwas verwundert setzte sich Suko auf seinen Hosenboden.

Als er den Kopf schüttelte, hatte er das Gefühl zu fallen und gleichzeitig wegzuschweben.

Was war das?

Er riss die Augen weit auf.

Da sah er die Schleier!

Grauschwarz und dennoch durchsichtig. Sie hatten sich im Zimmer verteilt. Noch nicht sehr hoch, längst nicht bis zur Decke, sondern in Hüfthöhe, was aber ausgereicht hatte.

Da waren die Finger wieder, die sich in Sukos Gehirn bohrten. Er musste sich mit dem Bösen abfinden. Es war furchtbar, es wollte und würde seinen Weg gehen, um den neuen Menschen in seine Gewalt zu kriegen. In einem lichten Moment erkannte Suko, dass ihm der Weg zur Tür versperrt war, denn vor ihr trieben die Schwaden ebenfalls in dünnen Wolken von einer Seite zur anderen.

Die Falle war dicht!

Suko konnte nicht liegen bleiben. Das wäre seinem eigenen Todesurteil gleichgekommen. Er musste sich hinstellen, aber sein Wille wurde bereits von einer anderen Macht traktiert, die sich wie eine starke Säure in ihn hineinfraß.

Der Inspektor wollte ihn nicht auflösen lassen. Noch nie hatte die böse Macht über ihm triumphiert, auch jetzt konnte es noch eine Chance geben. Es war nicht leicht für ihn, auf die Füße zu kommen.

Er taumelte dabei, nahm auch die Wand zu Hilfe, und als er endlich stand, da ließ der andere Druck in seinem Kopf nach.

Er dachte wieder klar und normal.

Dennoch war es für ihn kein Grund zur Freude, weil er mit ansehen musste, wie sich die böse Flut im Raum verteilte und dabei auch an Höhe gewann. Als würde sie aus Hunderten von geisterhaften Händen bestehen, glitt sie an allen Stellen des Raumes hoch. Feiner Nebel, grau, gefährlich für Menschen, die nichts mit ihm zu tun haben sollten. Es war ein böses Omen, es durfte ihn normalerweise nicht geben, und Suko konnte nichts anderes tun, als vor den Schwaden zurückzuweichen und sich noch freie Stellen suchen.

Wo gab es die?

Durch die Tür konnte er nicht mehr. An ihr war der Nebel bereits hochgekrochen und hatte schon den oberen Rand erreicht. Eine letzte Möglichkeit war das Fenster. Die Scheibe einschlagen und sich nach draußen stürzen.

Sonst nichts…

Und Suko versuchte es. Um Alain konnte er sich nicht mehr kümmern. Er sah auch nicht, wie sich der Mann bewegte und es sogar schaffte, sich hinzusetzen. Er hatte sofort begriffen, was in diesem Zimmer ablief, denn um seine Lippen zuckte, ein wissendes Lächeln.

Er sah Sukos Rücken und dachte daran, wie wehrlos dieser Mann jetzt war. Leider besaß er keine Waffe mehr, aber der Nebel war stark genug, um den Chinesen in seinen Bann zu ziehen.

Das Böse kroch weiter, es kroch höher, es suchte Ziele, es forschte nach einem Gehirn, um es übernehmen zu können. Es wollte mit seinen glatten Fingern eintauchen, sich im Kopf des anderen festbeißen und alles Menschliche darin zerstören.

Sukos Bewegungen erlahmten. Er wusste selbst nicht genau, weshalb dies überhaupt passieren konnte. Dabei hatte er den ersten Wunsch und auch Willen, das Fenster zu erreichen. Er hätte ein Motor sein müssen, aber die andere Kraft war stärker. Sie zerrte an ihm, sie hielt ihn fest. Unsichtbare Bande umschlangen seine Beine. Wenn er sie bewegte, dann nur torkelnd, doch das Wichtigste überhaupt spielte sich in seinem Gehirn ab. Da hatte der Nebel es geschafft, beinahe die gesamte Kontrolle zu übernehmen und Suko regelrecht fertig zu machen.

Er war nicht mehr er selbst. Er gab sich zwar Befehle, nur hatte sich die andere Kraft zu einer so großen Macht verändert, dass seine eigenen Befehle nicht mehr durchkamen.

Er konnte kaum weiter…

Immer wieder wurde er von den geistigen Zügeln zurückgerissen.

So würde er das Fenster nie erreichen.

Suko schrie auf.

Das kannte man von ihm kaum. Er brüllte, er wollte sich selbst noch einmal Mut machen und gegen die kalten und trotzdem glühenden Finger in seinem Gehirn ankämpfen.

Noch einmal sammelte er seine Kräfte.

Dann warf er sich vor.

Suko wusste selbst, dass er das Fenster mit einem Sprung nicht erreichen konnte. Und wenn, dann hätte er kaum die Kraft besessen, die Scheibe einzuschlagen oder das Fenster durch Drehen des Griffes zu öffnen. Aber er tat es trotzdem, und er starrte gegen die Scheibe, die so verflucht weit entfernt war und sich immer mehr von ihm zurückziehen wollte, je näher er ihr kam.

Suko schlug trotzdem auf. Mit den Ellbogen prallte er gegen eine harte Kante, rutschte daran herab und klammerte sich trotzdem mit den Händen fest wie an den Rettungsanker.

Ein Anker war der Knochen-Sessel nicht.

Gegen ihn war er gefallen, und Suko kniete jetzt vor ihm wie vor

einem Altar. Suko hatte den Kopf angehoben, er schaute auf das Kissen. Plötzlich schossen ihm zahlreiche Gedanken durch den Kopf, die auch sehr klar waren. Er dachte daran, dass dieser Sessel eine bestimmte Funktion hatte, dass er ihn schon einmal schrecklich gefoltert hatte, aber das war nichts zu dem, was ihm bevorstand, wenn er in diesem Raum als Gefangener blieb und ein Teil des Bösen wurde.

War der Sessel die Rettung?

Noch klammerte sich Suko daran fest und war nicht in der Lage, sich in die Höhe zu ziehen. Dabei glitten die grauschwarzen Schwaden immer näher an ihn heran. Sie wollten ihr Opfer nicht mehr loslassen.

Suko quälte sich auf die Beine. Er begriff selbst nicht, dass er dies schaffte, und es gab wohl nur wenige Menschen auf der Welt, die so etwas gebracht hätten.

Jetzt machte sich das Training des Inspektors bezahlt, möglicherweise auch seine Erziehung in einem Kloster, wo ihm beigebracht worden war, Körper und Geist unter Kontrolle zu halten.

Das zahlte sich aus, denn noch hatte ihn die schwarze Flut nicht völlig überschwemmt.

Suko drehte auf der Stelle und ließ sich in den Sessel hineinfallen.

Er stöhnte auf, als er die Weichheit des Kissens spürte, riss weit die Augen auf und schaute nun aus dieser ungewöhnlichen Perspektive in den Raum zurück.

Alain Ducasse lag nicht mehr am Boden. Er hatte sich auf die Beine gequält und stand neben der Tür, an der er sich abstemmte. Sein Gesicht war zu einer schiefen Fratze verzerrt, und in seinen Augen stand so etwas wie die Fassungslosigkeit darüber, dass es sein Feind geschafft hatte, den Sessel zu erreichen.

Alain streckte die Hand aus, als wollte er Suko zurückhalten. Es war nicht möglich, dafür schaffte es der Inspektor jedoch, seinen Körper so weit zurückzudrücken, bis er mit dem Rücken das Knochengestellt der Lehne berührte.

»Bitte«, flehte er, »bitte…«

Er spürte, wie schwer ihm das Sprechen fiel. Nur mühsam hatte er die Worte über seine Lippen gebracht, doch er setzte nach wie vor das Vertrauen in den Sessel und umklammerte mit den Händen so hart die Knochenlehnen, als wollte er das Gebein zerbrechen.

Komm, dachte er. Komm, tu es… mein Gott!

Es war der letzte Ausweg.

Er blieb sitzen.

Hatte ihn der Sessel getäuscht?

So dachte auch Alain Ducasse, der hart auflachte und sich in Bewegung setzte. Er wollte Suko von diesem Sessel wegholen und kam genau drei Schritte weit.

Da sah er das Unglaubliche.

Die Umrisse des Inspektors flimmerten, sein Körper verwandelte sich in Glas, das im Innern aufglühte, und einen Moment später war von Suko nichts mehr zu sehen.

Ducasse aber stand unbeweglich auf der Stelle und starrte gegen den leeren Knochen-Sessel.

Dann schrie er seine Wut, den Hass und seinen Zorn so laut heraus, als wollte er die Mauern des Hauses einstürzen lassen…

***

Wo ich lag, wusste ich nicht, wahrscheinlich in einem der Häuser, denn mich umgab eine unangenehme Wärme. Ich wusste allerdings schon, was mich wieder ins Leben geholt hatte. Es war eine scharfe Flüssigkeit gewesen, die in meinen Mund gelaufen war und die ich geschluckt hatte.

Ein Wach- und Muntermacher der ersten Güte, denn meine Kopfschmerzen waren betäubt, und ich konnte mich fast wieder normal bewegen, nur hatte ich dabei den Eindruck, als würde ich selbst neben mir sitzen, und dies auf einem halb runden Sofa, das ich allein in Beschlag nahm, denn mir gegenüber hockte ein Uniformierter im Range des Captains im Sessel und schaute mich lächelnd an.

»Wieder da, Mr. Sinclair?«

»Na ja«, antwortete ich schwach. »So einigermaßen.«

»Hat auch lange genug gedauert.«

»Wie lange denn?«

»Gute zwei Stunden.« Er lächelte noch immer.

Ich schluckte und war so überrascht, dass ich nichts sagen konnte.

Mehr aus Verlegenheit schaute ich mich um, und mein Blick streifte ein Fenster. Dahinter floss noch immer der Nebel vorbei, jetzt allerdings heller. Trotzdem sah es nicht so aus, als wäre der Tag angebrochen.

»Wir haben starke Scheinwerfer aufgestellt, Mr. Sinclair. Dieses Wetter ist furchtbar. Wir haben Glück gehabt, dass wir überhaupt durchkamen. Je näher wir unserem Ziel kamen, umso dichter wurde die Suppe. Das hat keinen Spaß gemacht.«

»Mir auch nicht.«

»Unsere Truppe besteht übrigens aus Soldaten und Bereitschaftspolizisten. Wir haben gut Hand in Hand gearbeitet. Ich habe den Eindruck, dass wir im letzten Augenblick gekommen sind.«

»Ja, das sind Sie tatsächlich, Captain.«

»Mein Name ist übrigens Drake.«

»Okay, aber kommen wir zur Sache. Was ist mit den Bewohnern von Trevine geschehen? Ich weiß, dass sie etwas Schreckliches erlebt haben, sie sehen zwar normal aus, aber sie handeln nicht wie Menschen. Sie sind zu Bestien geworden…«

»Wir hatten unsere Mühe.«
Ich wusste, dass hinter dieser schlichten Antwort viel mehr steckte, wollte auch Einzelheiten wissen und erfuhr, dass die Menschen regelrecht gefangengenommen worden waren. Man hatte sie in einem großen Bau eingeschlossen und auch betäuben müssen.
»War das nötig?«
»Ja, Mr. Sinclair. Einige von ihnen hätten sich sonst gegenseitig umgebracht.« Der Captain lächelte nicht mehr. Er war sehr ernst geworden und wollte wissen, was hier eigentlich vorgefallen war.
»Ich kann es Ihnen selbst nicht genau erklären, Captain. Oder glauben Sie an Magie?«
»Nein.«
»An das Böse?«
»Das schon eher.«
»Dann müssen wir davon ausgehen, dass das Böse diesen Ort überfallen hat. Rücksichtslos, denn es wollte die Menschen, wenn Sie verstehen, Captain.«
Drake hob nur die Schultern. »Ich weiß ja mittlerweile, wer Sie sind und womit Sie sich beschäftigen, aber wir haben auch Tote gefunden. Sogar einen Polizisten.«
»Ich weiß.«
»Seine Frau fanden wir gefesselt auf dem Bett einige Etagen höher.«
»Ich habe sie gefunden. Was ist mit dem Kind?«
»Es scheint in Ordnung zu sein.«
Mir fiel da wenigstens ein Stein vom Herzen, doch meine Beklemmungen nahmen zu, als ich erfuhr, dass fünf weitere Menschen gestorben waren, und zwar auf eine sehr schlimme Art.
»Wenn Sie mich jetzt weiterfragen, Mr. Sinclair, so muss ich Ihnen sagen, dass ich ratlos bin. Ich weiß nicht, was mit den Menschen hier geschehen soll.«
Ich hob die Schultern. »Das habe auch ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls werde ich versuchen, mir in London Rat zu holen. Wahrscheinlich wird man Spezialisten schicken. Ärzte und Psychologen, möglicherweise auch Hypnotiseure, die dann versuchen werden, das Böse aus den Hirnen der Menschen zu vertreiben. Aber ich weiß es nicht. Ich werde es jedenfalls kaum schaffen können.«
»Das denke ich auch.«
Ich stand auf. »Was haben Sie mir eigentlich gegeben, dass ich mich so gut fühle?«
»Ein Sanitäter hat es Ihnen gespritzt. Das Zeug weckt einen Bullen. Wir nennen es nur den Wachmacher, aber wenn die Wirkung aufhört, fallen Sie einfach um.«
»Wann muss ich damit rechnen?«
»In ungefähr zwölf Stunden.«

»Das ist viel Zeit«, sagte ich und verließ den Raum. Ich ging hinaus in den Nebel, ich wollte allein sein, denn dieser letzte Fall war bis an die Grenzen gegangen.

Und ich war davon überzeugt, dass er erst der Anfang gewesen war, denn ich glaubte nicht, dass die schwarze Flut des Bösen vernichtet war. Denn durch ihr Erscheinen war wieder ein neues Kapitel im Buch der Templergeschichte aufgeschlagen worden…

ENDE des Zweiteilers